

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Wohin geht Deutschland?

Kurs der „Ampel“: Kein Kuschnel mit Kirche

Abmarsch in Richtung „Ampel“: Olaf Scholz (rechts vorne) könnte schon im Dezember als Kanzler an der Spitze einer Drei-Parteien-Koalition mit den Grünen von Annalena Baerbock (links) und Christian Lindners FDP stehen. Müssen Christen sich nun Sorgen machen? Der Bonner Politologe Andreas Püttmann analysiert im Interview den Kurs. ▶ Seite 14/15



Foto: Imago/Chris Emil Jansen

Ladenschluss

Längere Öffnungszeiten im Einzelhandel ermöglichte 1996 die Liberalisierung des Ladenschlussgesetzes. Warum das nicht unbedingt ein Fortschritt war:



▶ Seite 2/3

Gruselfest



Halloween verbindet keltischen Spuk mit christlichen Allerheiligen-Traditionen. Im nordirischen Derry hilft das Gruselfest, den Konflikt der Konfessionen zu überwinden.

▶ Seite 17



Kinderglauben

Kindern eine christliche Prägung mitzugeben, ist oft nicht leicht. Buchautorin Christine Schniedermann hat Tipps, wie die Kleinen Gott und den Glauben kennenlernen können.

▶ Seite 24/25

Reisepläne



Papst Franziskus will in der ersten Dezemberwoche nach Griechenland und Zypern reisen. Das sagte er in einem Interview. Für 2021 plane er Reisen nach Afrika, Ozeanien sowie Ost-Timor und Papua-Neuguinea.



Der Allerheiligen-Himmel in der Wallfahrtskirche bei Scheppach (Bistum Augsburg) begeistert mit detailreicher, plastischer Darstellung. Markant setzte der Künstler um 1755 ein zentrales Glaubensstema in Szene: die Heiligkeit. ▶ Seite 31

Leserumfrage

Die Beichte ist Teil der Religionsfreiheit, betont der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick. Das Beichtgeheimnis dürfe nicht angetastet werden – auch nicht zur Missbrauchsaufklärung (Seite 4). Muss das Geheimnis fallen oder steht es weiterhin über allem?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de



Die „Allianz für den freien Sonntag“ setzt sich seit Jahren gegen verkaufsoffene Sonntage ein. Im Bild eine Demonstration der Initiative vor dem Landtag in Düsseldorf im Jahr 2010. Die Demonstranten präsentieren ein Banner der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung (KAB).

25 JAHRE LADENSCHLUSSGESETZ

Einkaufen als Event?

Liberalisierung der Öffnungszeiten sorgt in Deutschland für Dauerstreit

BERLIN – Vor 25 Jahren beschloss der Bundestag ein Gesetz zur Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten. Durch Corona und wachsenden Online-Handel wächst der Druck auf die Geschäfte, die Türen länger geöffnet zu halten.

Es ist ein Dauerbrenner in der Geschichte der Bundesrepublik: Der Streit um die Öffnungszeiten

von Geschäften, um Samstagsarbeit, verkaufsoffene Sonn- und Feiertage hat Politik und Gerichte immer wieder neu beschäftigt. Es geht um den Wirtschaftsstandort, die Konkurrenzfähigkeit des Handels und Arbeitsplätze, aber auch um Arbeitnehmerrechte, Freizeitgestaltung und Religionsausübung.

Ein wichtiger Einschnitt war der 1. November 1996: Vor 25 Jahren

trat ein neues Ladenschlussgesetz in Kraft, das die Einkaufsmöglichkeiten der Verbraucher deutlich erweiterte. Galt bis dahin, dass die Läden um 18.30 schlossen, durften sie von da an von Montag bis Freitag zwischen 6 bis 20 Uhr verkaufen, an Samstagen in der Regel von 6 bis 17 Uhr.

Die Liberalisierung war stark umkämpft: SPD, Grüne und PDS

wandten sich, von den Gewerkschaften ermuntert, gegen die Flexibilisierung, so dass nur eine knappe Mehrheit aus Union und FDP das neue Gesetz durchsetzte. Die Verbraucher waren zufrieden: Bei einer Infratest-Umfrage begrüßten im Juni 1998 rund 55 Prozent die veränderten Ladenöffnungszeiten; nur 16 Prozent wollten zu den alten Regeln zurück.

Hintergrund

Berliner Erzbischof Koch: „Sonntagsschutz lebenswichtig für alle Menschen“

Die deutschen Bischöfe sind gegen eine Liberalisierung der Ladenschlusszeiten. Sie betonen immer wieder die Bedeutung des Sonntagsschutzes zum Wohle des Einzelnen und der Gesellschaft – so etwa der Berliner Erzbischof Heiner Koch. Der Sonntag als „Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“ werde immer wichtiger, betonte Koch einmal in einer Kolumne für die Berliner Tageszeitung „B.Z.“. „Der Sonntag ist für den Menschen und die Gesellschaft da.“ Die Einigung auf einen gemeinsamen

siebten Tag der Ruhe scheine sich über Religionen, Kulturen und Epochen hinweg bewährt zu haben.

Der Sonntag sei „der letzte Termin, auf den man sich als Familie und als Gesellschaft verständigen, an dem man sich verabreden kann“, unterstrich Koch. Deswegen blieben am Sonntag auch die Läden geschlossen. „Das ist die Regel, die uns allen gut tut.“

Der Einzelhandel fordere zwar – auch als Gegenmaßnahme nach den massiven Umsatzeinbrüchen durch die

Corona-Krise – deutlich mehr Ausnahmen von der Regel und er nehme die „Existenzangst und die Sorge um viele Arbeitsplätze“ ernst, schrieb der Erzbischof. Es sei aber ein Irrtum zu glauben, eine weitergehende oder generelle Ladenöffnung am Sonntag könne die Krise lösen. „Denn viele Menschen haben durch die Corona-Krise weniger und nicht mehr im Portemonnaie, Sorgen um Arbeitsplätze, Gesundheit, Kinder und die Betreuung von Angehörigen dämpfen die Lust zum Konsum.“

Koch warnte davor, „die unbestrittene Krise durch kurzatmigen und kurzfristigen Aktivismus zu lösen“. Denn der geschützte Sonntag sei „lebenswichtig für alle Menschen, wir dürfen ihn nicht einfach abschaffen“, betonte der Erzbischof. „Und von Montag bis Samstag können wir alle etwas für den Einzelhandel tun: Im Buchladen um die Ecke unsere Bücher kaufen oder den Wein beim Weinhändler mit der kompetenten Beratung – und nicht alles online bestellen.“

KNA/red

Info

„Allianz für den freien Sonntag“

Gegen die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten kämpft die bundesweite „Allianz für den freien Sonntag“. Ihr gehören Kirchen, Gewerkschaften und Sportverbände an, außerdem die Katholische Arbeitnehmer-Bewegung (KAB). Das Bündnis setzt sich gegen Versuche der Wirtschaft ein, den Sonntag durch zunehmende Ausnahmeregelungen zu einem Arbeitstag umzufunktionieren. „Der Sonntag ist ein Stück Freiheit von Arbeit, wirtschaftlicher Verfügbarkeit und Profitdenken, das müssen wir verteidigen“, erklärt KAB-Bundespräsident Stefan B. Eirich. *KNA/red*

Seitdem ist der Trend – wie in weiten Teilen Europas – deutlich weiter Richtung Liberalisierung gegangen. Die Zuständigkeit für die Ladenschlusszeiten liegt seit 2006 bei den Bundesländern. Seitdem gibt es einen Flickenteppich: In Berlin dürfen Geschäfte rund um die Uhr öffnen, in Rheinland-Pfalz und Sachsen von 6 bis 22 Uhr. Das Ladenschlussgesetz des Bundes gilt nur noch in den Ländern, die kein eigenes Gesetz verabschiedet haben – wie Bayern.

Unterschiedliche Bilanzen

Doch was bringen längere Öffnungszeiten? Die Bilanzen von Einzelhändlern, Gewerkschaften und Verbrauchern fallen sehr unterschiedlich aus. „Die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten war ein wichtiger und richtiger Schritt“, bilanziert Stefan Hertel, Pressespre-



▲ Zu den kirchlichen Kritikern verkaufter Sonntage zählt Berlins Erzbischof Heiner Koch (siehe auch Kasten links).

cher des Handelsverbands Deutschland. „Gerade im Lebensmittel Einzelhandel nutzen die Kundinnen und Kunden die längeren Öffnungszeiten gerne, um nach dem Arbeitstag auch noch später in den Abendstunden einzukaufen und sich in Ruhe umzusehen.“

Die längeren Öffnungszeiten hätten außerdem insbesondere im Lebensmittelhandel für mehr Beschäftigung gesorgt. Insgesamt hätten die Händler mehr Entscheidungsfreiheit: „An den Standorten, wo es sich lohnt, wird dann länger geöffnet, an den anderen eben nicht.“

Die Dienstleistungsgewerkschaft Verdi, die gemeinsam mit den Kirchen gegen eine Ausweitung der Ladenöffnungen an Sonntagen kämpft, fordert dagegen geregelte Öffnungszeiten, die „allen Beschäftigten eine gesunde Work-Life-Balance“ ermöglichen. „Durch die langen Öffnungszeiten wird den Beschäftigten viel mehr Flexibilität abverlangt, der Job ist kaum noch planbar“, kritisiert die Gewerkschaft.

Innenstädte veröden

Verdi widerspricht auch dem Argument zusätzlicher Arbeitsplätze: Kaum jemand kaufe wegen verlängerter Öffnungszeiten mehr ein, heißt es. Allerhöchstens entstünden mehr Mini- oder Teilzeitjobs. Die kleinen Geschäfte könnten bei den Öffnungszeiten nicht mithalten. Nur die großen Ketten könnten sich längere Öffnungszeiten leisten; die Innenstädte würden veröden.

Verschärft wird die Debatte noch durch den wachsenden Trend zu Online-Shopping. Durch die zeitlich wie örtlich grenzenlosen Einkaufsmöglichkeiten konkurriert jedes Einzelhandelsgeschäft in den Innenstädten mit der ganzen Welt. Trotzdem zeigen Umfragen, dass die Verbraucher nach wie vor lieber vor Ort einkaufen und on- und offline miteinander kombinieren – wenn denn die Bedingungen stimmen. „Eine stärkere Verzahnung zwischen stationärem Geschäft und dem Online-Handel bleibt das Gebot der Stunde“, sagt Bernd Düsterdiek, Referatsleiter für Städtebau beim Deutschen Städte- und Gemeindebund.

Für den Verband der Einzelhändler ist deshalb klar: „Nur als Gesamtkunstwerk können unsere Stadtzentren ihre volle Attraktivität entfalten und auch künftig erfolgreich und vital bleiben“, sagt Pressesprecher Hertel. Einkaufen diene heutzutage nicht mehr nur der Versorgung. Vielmehr sei „Bummeln und Shopping“ ein „Freizeitevent“. Deshalb müssten Geschäfte – insbesondere an Sonntagen – häufiger geöffnet sein dürfen. *Christoph Arens*



▲ Von einer Konsum-Etage in die nächste: Einkaufszentren locken die Kunden mit vielerlei Aktionen – und ausgedehnten Öffnungszeiten. *Fotos: gem, KNA (2)*



Päpste seit dem 20. Jahrhundert

**Gewinnen Sie 2 x je 200 Euro
2 x je 100 Euro und 2 x je 50 Euro
sowie 50 attraktive Sachpreise**

So können Sie gewinnen:

Tragen Sie 15 Wochen lang den Buchstaben, der neben der richtigen Antwort steht, an der vorgesehenen Stelle auf dem Gewinnspielcoupon ein. Schneiden Sie den fertig ausgefüllten **Original-Gewinnspielcoupon** (von Heft Nr. 31) aus und senden Sie ihn bis **spätestens 26. November 2021** an:

**Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Leserservice, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg**

Bitte senden Sie keine Einzellösungen!

13. Rätselfrage

Wo lebt der emeritierte Papst Benedikt XVI. heute?

- N** Im Vatikan-Kloster Mater Ecclesiae
- B** In seinem Geburtsort Marktll am Inn
- W** Im Apostolischen Palast im Vatikan

Kurz und wichtig



Kirchentagspräsident

Der frühere Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU; Foto: KNA) wird Präsident des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentags. Das Christentreffen soll vom 7. bis 11. Juni 2023 in Nürnberg stattfinden und steht unter dem Bibelwort „Jetzt ist die Zeit“. „Thomas de Maizière steht für einen klaren Blick für Realitäten, er steht für den offenen Diskurs und ist ein streitbarer Geist“, sagte die scheidende Präsidentin des Ökumenischen Kirchentags, Bettina Limperg. „Er hat eine große Glaubensgewissheit und eine zupackende Art.“

Christkind virtuell

Das Nürnberger Christkind wird erstmals zur Eröffnung des Christkindlesmarkts den Prolog nicht vom Balkon der Frauenkirche sprechen. Damit sich keine Menschaufläufe bilden, wird die Eröffnungszeremonie in den virtuellen Raum verlagert. Besucher können sie live in Fernsehen und Rundfunk verfolgen. Zudem stehen die Stände nicht nur auf dem Hauptmarkt, sondern auch hinter der Lorenzkirche und vor der Jakobskirche. Die Kinderweihnacht bleibt auf dem Hans-Sachs-Platz. So sollen die Besucherströme entzerrt werden, erklärte Oberbürgermeister Marcus König (CSU).

Impfen in Ägypten

Mit Impfstationen in Gotteshäusern will Ägypten den Impfprozess gegen Covid-19 beschleunigen. Künftig sollen sich Bürger freitags in den Moscheen und sonntags in den Kirchen des Landes impfen lassen können. Parallel dazu werden im öffentlichen Leben die Regeln verschärft: Ab dem 15. November dürfen ungeimpfte ägyptische Angestellte demnach ihre Arbeitsplätze nur noch betreten, wenn sie mindestens einmal wöchentlich einen PCR-Test durchführen. Ab Dezember dürfen zudem nur noch geimpfte Menschen ägyptische Regierungseinrichtungen betreten.

Uni-Kooperation

Die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) kooperiert künftig mit der Universität Breslau in Polen. Als Auftakt ist ein gemeinsames Forschungsprojekt zu Prozessen der Veränderung in der deutschen und der polnischen Demokratie geplant. Es soll 2022 starten, drei Jahre dauern und wird vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) gefördert. Verantwortlich sind der KU-Lehrstuhl für Vergleichende Politikwissenschaft von Klaus Stüwe und in Breslau jener für Deutschlandforschung unter Tadeusz Lebioda.

Feiertag 9. November

Der 9. November sollte nach Worten des Historikers Wolfgang Niess ein Feiertag werden. In diesem Tag spiegle sich wie in keinem anderen „der lange, von furchtbaren Rückfällen unterbrochene Kampf um die Demokratie in Deutschland“, sagte Niess. Aus dem Tag lasse sich vieles lernen, „zum Beispiel, dass die Demokratie in Deutschland erkämpft werden musste, zum Beispiel, dass es immer in der deutschen Geschichte auch Gegner der Demokratie gab“.

DISKUSSION UM BEFUGNISSE

„Teil der Religionsfreiheit“

Erzbischof Schick: Staat kann Beichtgeheimnis nicht aufheben

BAMBERG (KNA) – Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick hat sich für den Fortbestand des Beichtgeheimnisses ausgesprochen. Das Beichtgeheimnis oder Seelsorgegeheimnis, wie es in der evangelischen Kirche genannt werde, könne vom Staat auch gar nicht aufgehoben oder eingeschränkt werden, sagte Schick: „Die Beichte oder die Individual-Seelsorge ist ein Teil des Grundrechts der Religionsfreiheit.“

und auch müsste, sich der Justiz und einem Psychotherapeuten zu stellen, noch geringer.“

Der Erzbischof betonte zugleich, der Täterschutz stehe in der Kirche nie über dem Schutz der Opfer. „Mit und durch die Beichte könnten gegebenenfalls Täter bewegt werden, sich zu stellen.“ Ein Priester müsse jeden Beichtenden verpflichten, die Taten zu bereuen und den festen Vorsatz zu fassen, diese nie wieder zu begehen.

Schick äußerte sich vor dem Hintergrund, dass auch in Deutschland im Zusammenhang mit dem Missbrauchsskandal Forderungen nach einer Lockerung des Beichtgeheimnisses aufgekommen sind. Der Erzbischof, der auch promovierter Kirchenrechtler ist, sprach von einer „Phantomdiskussion“.

„Die Zahl der Beichten hat dramatisch abgenommen. Schon das macht es höchst unwahrscheinlich, dass jemand, der Missbrauch begangen hat, zur Beichte geht“, sagte Schick. „Auf der anderen Seite ist zu bedenken: Wenn das Beichtgeheimnis bezüglich dieser Straftat aufgehoben wird, werden noch weniger zur Beichte gehen.“

Schick warnte: „Damit wird auch die Möglichkeit der Einflussnahme auf einen Sexualstraftäter durch einen Beichtvater, der ihn bewegen könnte



Foto: KNA

Intensiver schulen

„Wenn ein Sexualstraftäter dies nicht tut oder, weil er pädophil ist, es auch nicht versprechen kann, sollte er keine Absolution erhalten.“ Die Beichtväter müssten hinsichtlich Straftaten von sexueller Gewalt gegen Kinder, Jugendliche und Abhängige noch intensiver geschult werden: „Durch die Beichte kann der Grundwasserspiegel der Moral und Ethik in der Gesellschaft insgesamt gemehrt werden und somit auch sexualisierte Gewalt verhindert werden.“

Das Beichtgeheimnis gilt seit dem 13. Jahrhundert für die gesamte römisch-katholische Kirche und verpflichtet den Beichtvater zum unbedingten Stillschweigen über das, was er durch eine Beichte erfahren hat. Rechtlich ist das Beichtgeheimnis im völkerrechtlich bindenden Konkordat zwischen Deutschland und dem Vatikan sowie in staatlichen Gesetzen abgesichert.

Dramatische Pandemie-Folgen

Caritas warnt: Fast jedes dritte Kind psychisch auffällig

BERLIN (KNA) – Die psychischen Folgen der Corona-Pandemie haben für Kinder und Jugendliche laut Caritas dramatisch zugenommen.

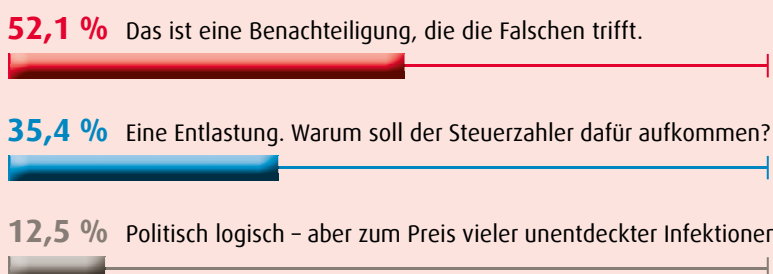
Der Verband fordert einen Ausbau unterstützender Angebote, um psychischen Belastungen von Kindern und Jugendlichen entgegenzuwirken. „Die jungen Menschen brauchen umgehend Hilfe“, mahnte die gewählte Caritaspräsidentin Eva Maria Welskop-Deffaa, die das Amt im November von Peter Neher übernimmt.

Viele Kinder seien am Limit, fast jedes dritte Kind leide enorm unter den Auswirkungen der Pandemie und zeige psychische Auffälligkeiten, teilte der katholische Sozialverband mit. In den kinder- und jugendpsychiatrischen Einrichtungen der Caritas geht es etwa um Angst, Einsamkeit, Depressionen, Ess- und Schlafstörungen sowie Suizidalität. Die Beratungsstellen schlagen Alarm.

„Der tägliche Blick der Politik auf die Inzidenzzahlen verstellt gröblich den Blick auf die zweite Ebene der Gefahren“, kritisierte sie. Längst seien neben den physischen Folgen einer Corona-Infektion die psychischen Folgen der Corona-Maßnahmen das drängendste Problem.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 41

Corona-Tests jetzt kostenpflichtig: Benachteiligung oder Entlastung?



PROGRAMMATISCHER AUSSENSEITER

Demokrat und Lebensschützer

Der nominierte US-Botschafter im Vatikan Joe Donnelly passt in kein Klischee

WASHINGTON – US-Präsident Joe Biden hat mit Joe Donnelly einen „Pro-Life“-Demokraten zum Nachfolger für den Botschafterposten am Heiligen Stuhl nominiert. Der Ex-Senator aus dem Bundesstaat Indiana wird auch von Republikanern akzeptiert.

Vielleicht hat sich der US-Präsident an einen Meinungsbeitrag von Joseph Simon „Joe“ Donnelly im „Indianapolis Star“ erinnert, als er seine Wahl für den früheren Senator als neuen US-Botschafter am Heiligen Stuhl traf. Der praktizierende Katholik hatte mitten im Wahlkampf 2020 eine Lanze für Joe Biden gebrochen, dessen Glauben nicht nur Donald Trump, sondern auch einige US-Bischöfe regelmäßig in Zweifel zogen.

Biden „lebe seinen Glauben jeden Tag“ und arbeite daran, Amerika wieder zu einem „moralischen Kompass“ für die Welt zu machen, verteidigte Donnelly seinen Freund gegen Angriffe wegen dessen Haltung in der Abtreibungsfrage. Rechte Katholiken hatten gefordert, Biden die Kommunion zu verweigern, weil er hinter dem Grundsatzurteil „Roe gegen Wade“ von 1973 steht, das Schwangerschaftsabbrüche zur Privatsache erklärt und in den meisten Bundesstaaten nahezu uneingeschränkt ermöglicht.

Dass Donnelly dies als Pro-Life-Demokrat tat, also als Lebensschutz-Aktivist, hat Biden ihm nicht vergessen. Zumal der ehemalige Senator aus dem Bundesstaat Indiana in seiner eigenen Partei zu einer Minderheit gehört. Seine Berufung für den Botschafterposten im Vatikan verstehen die „Demokraten für das Leben“ als „eine wohlverdiente Ehre“.

„Ideale Wahl“

Er sei eine „ideale Wahl, die Vereinigten Staaten im Vatikan zu vertreten“, kommentiert auch der Präsident der katholischen Universität Notre Dame, John Jenkins, die Entscheidung. Donnelly erwarb an der renommierten Hochschule im US-Bundesstaat Indiana zuerst seinen Bachelor, anschließend promovierte er an der hoch geachteten Law School und gehörte danach dem Lehrkörper an.

Er bringe ein „tiefes Verständnis“ für die Probleme der Nation und der



▲ Joe Donnelly erhielt im Wahlkampf anlässlich der Senatswahlen 2018 Unterstützung von Ex-Präsident Barack Obama. Foto: Imago/Zuma Wire

Welt mit, sagte Jenkins. Dabei werde er von „einem echten katholischen Glauben“ geleitet, „welche Rolle die Kirche in unserer Welt spielen kann“, sagte der Uni-Präsident.

Sollte der Senat Donnelly in diesen Tagen bestätigen, was als sehr wahrscheinlich gilt, wäre er der dritte „Notre Dame“-Professor, den Biden in sein Team berufen hat. Der 66-Jährige selbst soll dabei tatkräftig mitgeholfen haben, berichten US-Medien. Der zweifache Familienvater habe sich gleich für mehrere Botschafterposten gegenüber Parteifreunden ins Spiel gebracht.

Donnellys beruflicher Werdegang weist ihn als erfahrenen Juristen und Politiker aus. Von 2013 bis 2019 war er Senator von Indiana. Außenpolitische Erfahrung sammelte er im Streitkräfte-Ausschuss des Senats. Zuvor vertrat er einen Wahlbezirk seines Heimatstaats im Repräsentantenhaus. Seit er mit einer Wiederwahl in den Kongress scheiterte, ist der Katholik irischer Abstammung Partner der international renommierten Anwaltskanzlei „Akin Gump Strauss Hauer & Feld LLP“ in Washington – mit exzellenten Kontakten zum Weißen Haus.

Was ihn für den besonderen Posten im Vatikan prädestiniert, ist seine Rolle im zurückliegenden Präsidentschaftswahlkampf. Damals fungierte Donnelly als Sprecher der demokratischen Wahlkampagnen-Mannschaft „Katholiken für Biden“ (Catholics for Biden).

Der 66-Jährige gilt innerhalb der Demokratischen Partei programmatisch als Außenseiter. Er vertritt bei zentralen politischen Themen Positionen, die bei vielen Republikanern besser ankommen als bei seinen Parteifreunden. Dazu gehörte die Entscheidung 2017, als einer von drei demokratischen Senatoren für Trumps Kandidaten für den Supreme Court, Neil Gorsuch, zu stimmen.

Für die „Homo-Ehe“

Handelspolitisch gilt Donnelly als Protektionist. Er steht für die Förderung alternativer Energien, ist aber unter Umweltschützern nicht sonderlich beliebt. Privaten Waffenbesitz unterstützt er. 2015 sprach er sich gegen die Förderung der Organisation „Planned Parenthood“ aus, die auch Abtreibungen durchführt, und machte sich damit Feinde in der eigenen Partei. Seit 2013 zählt er zu den Unterstützern der gleichgeschlechtlichen Ehe, die er zuvor abgelehnt hatte.

Bidens Entscheidung für Joe Donnelly dürfte nicht nur fachliche Gründe haben. Er und der Präsident kämen „aus derselben irisch-katholischen Glaubenstradition“, betont Donnelly.

Und auch die Schicksalserfahrung verbindet die beiden Männer. Wie der Präsident, der seine erste Frau und seine Tochter bei einem Autounfall verlor und Jahre später seinen Sohn Beau durch einen Gehirntumor, musste der Vatikan-Botschafter in spe ein trauriges Lebenskapitel verkraften. Mit zehn Jahren verlor er seine Mutter, die an Krebs starb. Sein tief religiöser Vater zog ihn und seine Geschwister alleine auf. Das hätte er ohne seinen Glauben nie geschafft, habe Donnelly Senior einem Freund anvertraut.

Die Besetzung des Botschafterpostens im Vatikan findet möglicherweise parallel zum Treffen zwischen Joe Biden und Papst Franziskus statt. Die Privataudienz für den US-Präsidenten war für den 29. Oktober geplant. *Thomas Spang*



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat November

... dass Menschen, die unter Depressionen oder Burnout leiden, geholfen werde, ein Licht zu finden, das ihnen neue Lebensfreude eröffnet.



PAPST LEGT FEST

Neues Dekret zu liturgischen Texten

ROM (KNA) – Für die Übersetzung liturgischer Texte und Bücher hat Papst Franziskus genauere Einzelregelungen erlassen. Das vorige Woche veröffentlichte Dekret der Gottesdienstkongregation bestimmt die einzelnen Schritte bei Übersetzung und Herausgabe liturgischer Texte im Detail. Insbesondere geht es dabei um das Zusammenspiel zwischen Vatikan und Bischofskonferenzen.

Das neue Dekret „Postquam Summus Pontifex“ ergänzt ein im September 2017 erlassenes Motu proprio. Damals hatte Franziskus den Bischofskonferenzen mehr Verantwortung für die Übersetzung liturgischer Texte und Bücher übertragen. Allerdings musste der Vatikan weiterhin die Übersetzungen bestätigen („confirmatio“) und überprüfen („recognitio“), ob sie mit Kirchenrecht und Weltkirche im Einklang stehen.

Laut dem neuen Dekret ist eine „tiefer gehende Anpassung des Römischen Ritus“ in einer Ortskirche – etwa rituelle Praxis, Symbole, Gesten – nur bei „zwingenden kulturellen Gründen“ legitim. Übersetzungen sakramentaler Formeln in die jeweilige Volkssprache müssen vom Papst genehmigt werden.

Hoffen auf „grünen Übergang“

Professor Zamagni sieht in Laudato si' „Lichtstrahl“ – auch für Klimagipfel

ROM – Aus Worten müssen Taten werden: Das hat Papst Franziskus mehrfach gefordert, als er über den Klimawandel und seine Folgen für die Schwächsten sprach. Bei einem Treffen im Vatikan richtete er diesen Appell an Religionsführer, Wissenschaftler und junge Menschen, die sich für die Bewahrung der Schöpfung einsetzen. Darüber und über die Erwartungen des Vatikans an die am Sonntag beginnende UN-Klimakonferenz in Glasgow („COP 26“) spricht der Präsident der Päpstlichen Akademie der Sozialwissenschaften, Professor Stefano Zamagni, im Interview.

Professor Zamagni, Sie haben an dem Treffen „Glaube und Wissenschaft. Auf dem Weg zu COP26“ teilgenommen. Dort richtete der Papst einen Appell an die bevorstehende UN-Klimakonferenz. Was erwarten Sie von Glasgow?

Zunächst einmal zu dem Treffen im Vatikan: Ich würde sagen, dass es nicht oft vorkommt, dass im Vatikan Vertreter aller großen Weltreligionen – es waren 35 – und Wissenschaftler sowie Vertreter von Verbänden, insbesondere Jugendverbänden, zusammenkommen. Die Initiative führte zu einem Dokument, in dem festgestellt wurde, dass die Situation unbeherrschbar geworden ist und kurz vor dem Zusammenbruch steht. Und dass es notwendig ist, von Worten zu Taten überzugehen.

Was heißt das für die Klimakonferenz in Glasgow?

Die Dinge, die getan werden müssen, sind möglich und liegen in Reichweite. Es sind Dinge, die inzwischen jeder weiß, über die aber noch keine einhellige Meinung besteht, weil der „grüne Übergang“, also der Verzicht auf Erdöl und Kohle, weitere Probleme aufwirft, die technisch gesehen sehr kompliziert sind.

Es ist unvermeidlich, dass während dieses Übergangs einige soziale Gruppen verlieren werden, und

zwar viel, und andere gewinnen werden. Dann werden diejenigen, die zu den Verlierern gehören, wenn sie nicht in irgendeiner Form entschädigt werden, auf politischer Ebene Koalitionen bilden, die den Übergangsprozess blockieren werden.

Ich habe den Vorschlag gemacht, einen internationalen Fonds einzurichten, dessen Aufgabe es wäre, Beiträge von denen zu erhalten, die vom grünen Übergang profitieren, und sie dann an jene weiterzuleiten, die benachteiligt werden.

Was sind weitere Anliegen des Vatikans in Glasgow?

Eine weitere Auswirkung betrifft den kulturellen Aspekt. Das heißt, dass wir diese Dinge den Kindern müssen. Unser Lebensstil ist immer noch der der vergangenen Jahrzehnte, als über Umweltfragen noch nicht gesprochen wurde. Es reicht also nicht aus, nur auf institutioneller Ebene zu denken, sondern wir müssen auch die individuelle Ebene erreichen.

Ich möchte noch eine weitere Linie nennen: das internationale Finanzsystem. Wir können nicht mit einem Finanzsystem weitermachen, das völlig aus den Fugen geraten ist. Denken wir zum Beispiel an die Steuerparadiese, die es vor 35 Jahren noch nicht gab.

Der Papst hat mit Blick auf Glasgow auch die religiösen Führer und ihr Engagement für den Klimaschutz hervorgehoben. Haben diese in der

Vergangenheit versäumt, sich für das Klima einzusetzen?

Ich würde nicht von Versäumnissen sprechen, sondern von Unaufmerksamkeit. Das bedeutet, dass der sogenannten „Dualität“ zwischen ökologischen und sozialen Fragen nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Man war der Meinung, dass diese beiden Fragen getrennt voneinander zu betrachten seien. So wurde in der Vergangenheit, um Schritte zur Lösung der sozialen Frage zu unternehmen, der Umweltfrage keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Wie kann die Kirche mithelfen, die Umweltfrage in Gesellschaft und Politik stärker zu verankern?

Mittlerweile haben doch alle verstanden, dass, wenn wir so weitermachen wie bisher, alles zerstört wird. Denn wenn die Umwelt nicht erhalten bleibt, gibt es keine Arbeitsplätze oder Fabriken mehr, die allen eine angemessene Beschäftigung bieten können.

An dieser Stelle möchte ich die großen Verdienste von Papst Franziskus hervorheben und die Achtung, die ihm verschiedene Religionsführer entgegengebracht haben. Sie haben anerkannt, dass die Enzyklika „Laudato si'“ von 2015 ein echter Lichtstrahl ist, der einen Raum erhellen kann, der bisher dunkel war. Das wird sicherlich auch in Glasgow wahrgenommen werden.

Interview:
Mario Galgano



Professor
Stefano Zamagni.
Foto: KNA

DIE WELT



STEINMEIER BEIM PAPST

Einig in Sorge um Flüchtlingskrise

Bundespräsident sieht in synodalen Prozessen der katholischen Kirche „Potenzial“

ROM – Gut zwei Wochen nach Bundeskanzlerin Angela Merkel hat auch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier Papst Franziskus einen Besuch abgestattet. Bei der Privataudienz im Vatikan ging es ebenso wie bei einer Begegnung des deutschen Staatsoberhauptes mit der Leitung des Malteserordens unter anderem um Flüchtlingspolitik.

Mit Franziskus habe er ausführlicher über die Glaubwürdigkeitskrise der katholischen Kirche gesprochen, sagte Steinmeier nach dem Treffen vor Journalisten im Vatikan. Dass sich die Kirchen dem Missbrauch gegenüber stellen, sei zuerst den Betroffenen gegenüber wichtig. Aber auch Regierung und Gesellschaft seien angesichts großer Herausforderungen auf starke Kirchen als Partner angewiesen. In dieser Hinsicht sieht der Bundespräsident, wie er sagte, auch Potenzial in den unterschiedlichen synodalen Prozessen, die die katholische Kirche in Deutschland und der Papst auf Weltebene angestoßen haben.

Humanitäre Notlagen

Des Weiteren sei es bei der rund 50-minütigen Unterredung mit Franziskus wie auch anschließend bei Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin und dem vatikanischen Außenbeauftragten, Erzbischof Paul Gallagher, um die bevorstehende Klimakonferenz in Glasgow sowie wachsende humanitäre Krisen gegangen, etwa in Madagaskar und Afghanistan.

Die bisherigen Klima-Appelle des Papstes, wie zuletzt Anfang Oktober gemeinsam mit Vertretern aller Weltreligionen (siehe Interview auf Seite 6), würden auf jeden Fall gehört, betonte Steinmeier. Das gelte unabhängig davon, ob Franziskus,



▲ Der Bundespräsident wird von der Schweizergarde zum Papst begleitet.

wie zunächst vermutet, selbst zur COP26-Konferenz nach Glasgow reist oder nicht. Angesichts der

bisherigen Vorbereitungen sei man im Vatikan allerdings besorgt, dass die Politik den Erwartungen an die

Konferenz nicht gerecht werde. Dies gelte vor allem aus Sicht der bisherigen Opfer des Klimawandels.

Mit besonderer Sorge beobachtet man laut Steinmeier im Vatikan auch die Flüchtlingskrise an der östlichen EU-Außengrenze. Franziskus habe sich genau erkundigt, welche Folgen dies für Deutschland und die EU überhaupt habe. Nach Aussage des Bundespräsidenten zeigen sich dabei erneut die negativen Folgen jahrelanger migrationspolitischer Uneinigkeit in Europa. Deutlich kritisierte Steinmeier die Praxis des Regimes in Minsk, Flüchtlinge aus dem Mittleren Osten nach Belarus zu fliegen und sie dann hilflos in Richtung Litauen und Polen zu schicken.

Erster Besuch beim Orden

Das Thema Migration war auch Gegenstand der Gespräche, die Steinmeier mit der Leitung des Souveränen Malteserordens führte. Es war der allererste Besuch eines deutschen Bundespräsidenten bei dem Orden, mit dem Berlin erst im November 2017 diplomatische Beziehungen aufgenommen hatte.

Bei der Begegnung mit Steinmeier sollte es auch um den Nahen Osten sowie Katastrophenschutz in Deutschland gehen. Dies hatte der Großkanzler des Ordens, Albrecht von Boeselager, im Vorfeld gesagt. Die jüngste Flutkatastrophe im Westen Deutschlands habe gezeigt, wie unzureichend der deutsche Katastrophen- und Zivilschutz sei.

Bereits am Sonntagabend waren Steinmeier und seine Ehefrau Elke Büdenbender zu einem Abendessen in der Botschaft Deutschlands beim Heiligen Stuhl eingeladen. Am Montagnachmittag flogen sie zurück nach Berlin.

Roland Juchem

„Mit Luther zum Papst“

Franziskus empfing Pilger aus Deutschland

ROM – Papst Franziskus hat rund 500 Pilger aus Deutschland begrüßt und sie ermutigt, „hellhörig für Gottes Melodie“ zu bleiben. „Dann wird aus vielen Stimmen ein Gesang. Auch darin geschieht Ökumene, in Deutschland und in vielen anderen Teilen der Welt“, sagte Franziskus am Montag im Vatikan. Die Pilger nahmen an einer Fahrt unter dem Motto „Mit Luther zum Papst“ teil. Von der Gruppe war ein großer Teil bereits 2016 auf der ersten Reise der Initiative dabei gewesen.

Die Audienz bei Franziskus war Höhepunkt der sechstägigen Reise (23. bis 29. Oktober). Organisiert wurde sie von der evangelischen Kirche in Mittel-

deutschland und der evangelischen Landeskirche Anhalts sowie dem katholischen Bistum Magdeburg. Am Ende der Audienz ging Franziskus unter Applaus durch die Reihen, um Dutzende Pilger persönlich zu begrüßen und kurz mit ihnen zu sprechen.

Auf dem Programm der Rom-Reise standen außerdem Führungen und Veranstaltungen. In der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo fand ein Abschlussgottesdienst mit Kurienkardinal Kurt Koch statt. Gleich zu Beginn der Reise wurde der Initiative an ihrem Quartier in Ostia der Ökumenepreis der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) überreicht. KNA

Aus meiner Sicht ...



Thorsten Schmiege ist Präsident der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien.

Thorsten Schmiege

Konsequent gegen Hass

Mehr als 30 Kommunen in Bayern haben sich Anfang Oktober an der „Langen Nacht der Demokratie“ beteiligt. Auch die Bayerische Landeszentrale für neue Medien (BLM) wirkte mit. Warum engagiert sich die Medienaufsicht für die Förderung von Demokratie?

Ganz klar: Weil Medien für eine funktionierende Demokratie eine entscheidende Rolle spielen. Ohne guten Journalismus und glaubwürdige Information gibt es keine freie Meinungsbildung. Nicht umsonst ist die Meinungs- und Pressefreiheit im Grundgesetz festgeschrieben. Doch in der globalen und digitalen Welt sind Desinformation, Falschnachrichten und Hass leider alltäglich geworden. Deshalb ist es wichtig denn

je, das Vertrauen der Menschen in glaubwürdige, gut recherchierte Information und ihre Quellen zu stärken.

So ist es eine zentrale Aufgabe der BLM, die Einhaltung anerkannter journalistischer Grundsätze zu überwachen. Andererseits wollen und müssen wir die Pressefreiheit fördern – ein nicht selten schwieriger Spagat! Einerseits dürfen wir nicht jede aus unserer Sicht schwer vertretbare Meinung schon als „Fake News“ abstempeln. Zur Meinungsfreiheit gehört es auch, andere Standpunkte auszuhalten.

Hass und Hetze dagegen sind kein Ausdruck von Meinungsfreiheit. Vor allem nicht, wenn Journalisten bedroht, eingeschüchtert und bei der Arbeit behindert werden!

Das ist strafbar – und muss im Sinne eines guten Miteinanders verfolgt werden. Gemeinsam mit dem bayerischen Justizministerium leistet die Landeszentrale mit der Initiative „Justiz und Medien – konsequent gegen Hass“ hier einen Beitrag.

Was können die Medien selbst tun? Sie müssen die vielfältigen Stimmen in der Gesellschaft abbilden und Polarisierungen auflösen. Genau das ist ihr Pfund, mit dem sie im digitalen Zeitalter – wo Masse eben nicht automatisch Klasse bedeutet – wuchern sollten. Differenzieren, denken und debattieren: Diese Aufgaben des gesellschaftlichen Diskurses müssen die Medien heute mehr denn je verinnerlichen. Unserer Demokratie zuliebe!



Lydia Schwab ist Redakteurin unserer Zeitung.

Lydia Schwab

Pflege darf keine verlorene Zeit sein

Laut einer Umfrage für den DAK-Pflegebericht 2021 können sich knapp 70 Prozent der jungen Menschen zwischen 16 und 39 Jahren vorstellen, einen Familienangehörigen zu pflegen. Unter denen, die bereits pflegen oder gepflegt haben, sind es sogar 84 Prozent. Die Pflege geschehe aus familiärer Verbundenheit, heißt es. Eigentlich sehr erfreulich.

Einen Menschen im Alter oder bei Krankheit zu pflegen, ist eine sehr anstrengende, aber auch sehr intensive und innige Zeit, die für Alt und Jung sehr kostbar ist. Im Familienumfeld können Pflegebedürftige am täglichen Leben unmittelbar teilhaben, auf ihre individuellen Bedürfnisse kann eingegangen werden. Mit so viel Eigenständigkeit wie möglich und im

Kreis der Familie fühlen sich diese Menschen oft wohler als im Heim.

Dort ist die Lage dagegen besorgniserregend: Schlechte Arbeitsbedingungen gehen körperlich wie psychisch an die Substanz. Die Löhne sind gering. Es herrscht ein hoher Impfdruck. Der daraus folgende Pflegenotstand verschlimmert sich weiter. Das überforderte Personal hat kaum Zeit für die Bewohner. Die sterile Umgebung, die fremd bleibt, sowie die als wenig abwechslungsreich empfundene Kost tun das Übrige. Eine traumatisierende Erfahrung für Bewohner und Angehörige war zuletzt die Isolation und Einsamkeit durch die Besuchsverbote im Rahmen der teilweise fragwürdigen Corona-Schutzmaßnahmen.

Dass sich Betroffene Pflege durch Familienangehörige wünschen, ist mehr als verständlich. Wer jedoch pflegt, geht oft ein finanzielles Risiko ein, denn „Pflegejahre“ sind im Hinblick auf Chancen am Arbeitsmarkt oder die Rente „verlorene“ Jahre. Zudem sehen sich Pflegenden mit bürokratischen Hürden und überforderten Behörden konfrontiert.

Die Politik verspricht seit Jahrzehnten eine Pflegereform, mehr Wertschätzung, höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen. Damit es nicht bei Worten bleibt, wäre es ein Anfang, wenn Abgeordnete auf einen Teil ihrer Bezüge verzichten – zugunsten jener, die andere pflegen. Das wäre mal ein Zeichen ernstgemeinter Anerkennung!



Michaela von Heereman ist Hausfrau, Mutter von sechs Kindern, Theologin und Publizistin.

Michaela von Heereman

Den Libanon mit Liebe retten

Tief beeindruckt bin ich gerade aus dem Libanon zurückgekommen. Ich traf unter anderem die Verantwortliche für die kirchlichen Kindergärten und Schulen Beiruts. Sie hatte während des jüngsten Gewaltausbruchs zwischen Muslimen und Christen vier Stunden lang mit völlig verängstigten Kindern unter den niedrigen Tischchen gesessen, um sie und sich vor den tödlichen Querschlägern der Maschinengewehrsalven zu bewahren. „Ich war so froh, die Kinder beruhigen, trösten und ablenken zu müssen. So hatte ich gar keine Zeit, mich selbst zu ängstigen“, erzählte sie uns lachend, mit einer Gelassenheit, die eine Mischung aus Realismus und christlichem Hoffen wider alle Hoffnung ist.

Diese bewundernswerte Haltung zeigten fast allen Christen, mit denen wir auf unserem Malteser-Behindertencamp im Gebirge, etwa 70 Kilometer nordöstlich von Beirut, zu tun hatten. Die Inflation im Libanon stürzt selbst den bisher noch eher wohlhabenden Mittelstand in die Armut. Eine Tankladung Benzin kostet statt bisher 30000 nun 300000 libanesischen Lira. Die Bankkonten sind gesperrt, die Leute kommen nicht an ihre Ersparnisse.

An den Tafeln der Malteser in Beirut stehen neben Elendsgestalten auch gut angezogene Ärzte, Anwälte und Lehrer, deren Gehalt nicht mehr für die Ernährung der Familie reicht. Unsere Schützlinge aus den Heimen hatten seit dem Sommer zum Teil mehr als

zehn Kilogramm abgenommen und stürzten sich auf das Essen wie hungrige Löwen.

Die Explosion im Hafen im August 2020 – hohle, grotesk verbogene Hochhäuser und Trümmerhaufen bezeugen noch heute die Katastrophe – hat der ohnehin fragilen politischen und wirtschaftlichen Situation den Rest gegeben. Die Spannung in Beirut war mit Händen zu greifen. Umso eindrucksvoller ist die Haltung der christlichen Helfer, die mit den Spenden aus Europa die Notleidenden unterstützen – egal ob Muslim, Druse oder Christ. „Nur die Liebe kann dieses Land retten. Unsere muslimischen Brüder machen es uns manchmal schwer, sie zu lieben, aber es muss sein“, sagt eine Helferin.

Leserbriefe



▲ Während manche Leser die Corona-Impfung als Schritt zu mehr Freiheit sehen, kritisieren andere den Druck, dem Ungeimpfte ausgesetzt sind. Fotos: KNA

Auf breiter Faktenbasis

Zu „Die Pandemie der Geimpften“ in Nr. 36:

Es ist bedauerlich, dass in einer christlichen Zeitung Propaganda gegen die Corona-Impfung betrieben wird. Ich habe keine Zweifel, dass Jesus sich hätte impfen lassen, obwohl er vermutlich keiner Risikogruppe angehört hätte.

Dr. Horst Glemser, 88131 Bodolz

In Deutschland versucht man verzweifelt, eine Impfquote zu erreichen, die schwere Erkrankungen und Todesfälle reduziert und auch den Bürgern wieder mehr Freiheiten zurückgibt. Jeder Corona-Intensivpatient blockiert oft monatelang Betten der Intensivstation, die man dringend nach Operationen von Schwerekranken bräuchte. Wo bleibt hier das Mitdenken und Mitfühlen für die Mitmenschen?

Hans Glück, 87700 Memmingen

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

In der nervösen Coronazeit sind Beiträge, die auf breiter Faktenbasis abwägend eine Entwicklung kritisch beleuchten, leider selten geworden. Deshalb: danke und Respekt für diesen fundierten Kommentar.

Der wichtigste Aspekt, der in diesem Beitrag anklingt, ist die Gefahr der Entsolidarisierung unserer Gesellschaft. Wenn bestimmte Menschen (hier: die, die gegen Covid-19 nicht geimpft sind) ganz offiziell benachteiligt werden (hier: Zugangsbeschränkungen, Wegfall der Lohnfortzahlung bei Quarantäne, Tests selber zahlen), weil sie bestimmte „Empfehlungen“ (hier: Impfung) nicht befolgen, könnte dieses Szenario leicht Schule machen.

Werden wir bald nur noch dann im Wald spazieren gehen dürfen, wenn wir eine Zecken-Impfung haben? Werden bald vielleicht Raucher und beleibtere Menschen, die in viel größerer Zahl in Krankenhäusern liegen als Coronapatienten, stärker zur Kasse gebeten, weil sie die Empfehlung zu gesünderer Lebensweise ignorieren?

Werden Eltern, die ein Kind mit Downsyndrom zur Welt bringen, künftig „bestraft“, weil sie ja das ungeborene Kind hätten testen lassen und „Maßnahmen ergreifen“ können, welche die Gesellschaft vor Kosten „schützt“? Bei aller Unterschiedlichkeit der Beispiele: Der Gedanke dahinter ist der gleiche. Und der kann einem richtig Angst machen.

Pavel Jerabek,
89233 Neu-Ulm

Gott, nicht Dialog

Zu „Viel zu große Erwartungen“ und „Vom Dialog hängt die Zukunft ab“ in Nr. 37:

Papst Benedikt XVI. ging es in erster Linie um Gott und nicht um Verhandlungen und Dialog. Franziskus geht es oft stark um den Menschen und bei der Bischofskonferenz um Dialog mit dem Zeitgeist, Politik und allen monotheistischen Religionen, egal welches Gottesbild in den Köpfen ist. Von uns Katholiken wird von allen Seiten verlangt, dass wir Zugeständnisse machen. Wir müssen immer auf die anderen zugehen, die anderen nie auf uns. Mir kommt das Ganze wie „integrieren“ vor. Das Ergebnis wird sein: auf bayerisch „wischi waschi“.

Roland Krebs, 94469 Deggendorf

Unschuldige Kinder

Zu „Verfassungswidrig“ (Kurz und wichtig) in Nr. 37:

Kurz schon, aber wichtig? Wenn ein Oberstes Gericht mit unsachlichem Sprachgebrauch ein absolutes Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen ausspricht – was ist daran wichtig? Reproduktive Selbstbestimmung ist ein beliebtes Argument der Abtreibungsbefürworter. Dass man dabei ganz massiv eine Fremdbestimmung ausübt, indem man ein unschuldiges Kind tötet, wird ja nicht gesagt. Fördern Sie mit solchen Nachrichten nicht eine Verbreitung des Arguments der „reproduktiven Selbstbestimmung“?

Wilhelm Köpf, 86609 Donauwörth

Aufruf tut gut

Zu „Kehrt um! Denkt neu“ bzw. „Eine radikale Wende“ in Nr. 38:

Zu einer radikalen Wende in ihrem Wirken und ihrem Amtsverständnis hat also der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, die Bischöfe aufgefordert. Dieser Artikel hat mir gerade deshalb so gut getan, weil mich etwas erst vor kurzem so geärgert hat. Und zwar, als ich die E-Mail des Generalvikars unserer Diözese über das neue Infektionsschutzgesetz für katholische Gottesdienste las.

Sie beginnt mit der Anrede „Hochwürdigste und Hochwürdige Herren“! Welch überholtes Priesterbild wird da vermittelt? Wäre es ein Wunder, wenn so mancher Kleriker sich nicht in erster Linie als guter Hirte versteht, son-



▲ Hält manche Positionen der AfD für nicht mit dem christlichen Menschenbild vereinbar: Prälat Karl Jüsten.

Seltsame Antwort

Zu „... dann werden wir gehört“ in Nr. 38:

Auf die Frage, ob sich an dem distanziert-kritischen Verhältnis der Kirche zur AfD etwas geändert habe, antwortet Prälat Karl Jüsten mit Nein: weil die AfD Positionen vertrete, die mit dem christlichen Menschenbild nicht vereinbar seien. Diese Antwort ist seltsam! Die AfD ist als nahezu einzige Partei gegen Abtreibung. Alle anderen Parteien treten für die Abtreibung ein – außer der CDU/CSU im Europäischen Parlament auch für Abtreibung als Menschenrecht. Und deren Menschenbild soll mit dem christlichen Menschenbild vereinbar sein?

Stefan Stricker,
56410 Montabaur



▲ Fordert die Kirche zu Reformen auf: Bischof Georg Bätzing.

dern von oben herab und in Ausübung seiner Macht als Priester wirkt? Sehr geehrter Herr Generalvikar, schreiben Sie doch in Ihrer Anrede künftig einfach: „Liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst“!

Josef Dick, 86482 Aystetten

Frohe Botschaft

31. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr B

Erste Lesung

Dtn 6,2–6

Wenn du den HERRN, deinen Gott, fürchtest, indem du auf alle seine Gesetze und Gebote, auf die ich dich verpflichte, dein ganzes Leben lang achtetest, du, dein Sohn und dein Enkel, wirst du lange leben.

Deshalb sollst du hören, Israel, und sollst darauf achten, sie zu halten, damit es dir gut geht und ihr so unermesslich zahlreich werdet, wie es der HERR, der Gott deiner Väter, dir zugesagt hat: ein Land, wo Milch und Honig fließen!

Höre, Israel! Der HERR, unser Gott, der HERR ist einzig. Darum sollst du den HERRN, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft.

Und diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen.

Zweite Lesung

Hebr 7,23–28

Schwestern und Brüder! Im Ersten Bund folgten viele Priester aufeinander, weil der Tod sie hinderte zu bleiben; Jesus aber hat, weil er in Ewigkeit bleibt, ein unvergängliches Priestertum.

Darum kann er auch die, die durch ihn vor Gott hintreten, für immer retten; denn er lebt allezeit, um für sie einzutreten.

Ein solcher Hohepriester ziemte sich in der Tat für uns: einer, der heilig ist, frei vom Bösen, makellos, abge sondert von den Sündern und erhöht über die Himmel; einer, der es nicht Tag für Tag nötig hat, wie die Hohepriester zuerst für die eigenen Sünden Opfer darzubringen und dann für die des Volkes; denn das hat er ein für alle Mal getan, als er sich selbst dargebracht hat.

Das Gesetz nämlich macht Menschen zu Hohepriestern, die der Schwachheit unterworfen sind; das Wort des Eides aber, der später als das Gesetz kam, setzt den Sohn ein, der auf ewig vollendet ist.

Evangelium

Mk 12,28b–34

In jener Zeit ging ein Schriftgelehrter zu Jesus hin und fragte ihn: Welches Gebot ist das erste von allen? Jesus antwortete: Das erste ist: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit deinem ganzen Denken und mit deiner ganzen Kraft. Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden.

Da sagte der Schriftgelehrte zu ihm: Sehr gut, Meister! Ganz richtig hast du gesagt: Er allein ist der Herr und es gibt keinen anderen außer ihm und ihn mit ganzem Herzen, ganzem Verstand und ganzer Kraft zu lieben und den Nächsten zu lieben wie sich selbst, ist weit mehr als alle Brandopfer und anderen Opfer.

Jesus sah, dass er mit Verständnis geantwortet hatte, und sagte zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes. Und keiner wagte mehr, Jesus eine Frage zu stellen.



Die Predigt für die Woche

Liebe wörtlich nehmen

von Wolfgang Thielmann

Liebe ich Gott mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit aller meiner Kraft? Oder habe ich ein eher distanziertes Verhältnis zu ihm? Die Antwort darauf fällt mir schwer. Bei der Frage muss ich an den früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann denken, einen engagierten Christen. Auf die Frage, ob er sein Vaterland liebe, antwortete er: „Ich liebe meine Frau.“

Ich liebe Gott anders als Menschen. Er ist mir fremd und vertraut zugleich. Vertraut, weil ich zu ihm bete und mein erster Gedanke zu ihm geht, wenn ich nicht weiter-

weiß oder wenn ich mich riesig freue. Und fremd, wenn ich keine Antwort auf meine Fragen bekomme. Wo war er im Juli, als wenige Kilometer von mir Menschen in den Fluten der Ahr umgekommen sind oder alles verloren haben? Und trotzdem standen wir gemeinsam in einer der überfluteten und ausgeräumten Kirche und ahnten, dass wir nur mit Gott und nur miteinander die Hoffnung durchhalten können.

Wir haben auch gespürt, dass die Liebe zu Gott nicht bloß die Aufgabe der Hauptamtlichen in der Kirche sein kann. Wenn ich sie delegiere, habe ich nichts davon.

Für unsere jüdischen Mitgläubigen ist der Abschnitt der ersten Lesung ein Herzstück ihres Glaubens. Sie nehmen ihn wörtlich. Sie

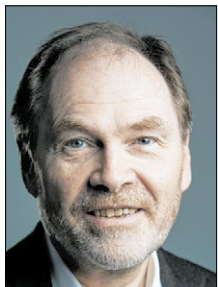
schreiben ihn auf Türpfosten und schnallen sich beim Gebet Riemen mit Kapseln um, in denen ein Papier mit diesem Abschnitt liegt. Beides soll ihnen helfen, die Sätze im Herzen zu behalten. Denn sie sind der Grund dafür, Gottes Gebote zu halten und die Hoffnung auf ein langes und gutes Leben zu bewahren. Gebote zu halten ist für Juden der Weg zu Gott und Teil des Bundes, zu dem sich Gott und das Volk verpflichtet haben.

Als Jesus gefragt wurde, was man tun muss, um zu Gott zu kommen, hat auch er den Satz von der Liebe zu Gott genannt. Er hat ihn aber mit einem weiteren Satz aus dem Alten Testament ergänzt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Beide Formen der Liebe, fügte er hinzu, sind zwei Seiten derselben

Medaille. Sie gehen also nicht in der jeweils anderen auf. Aber Liebe zum Nächsten ist ohne Liebe zu Gott nicht denkbar. Und ob ich Gott liebe, kann man daran erkennen, wie ich mit meinem Nächsten umgehe.

Darin, sagt Jesus, hängt das ganze Gesetz und die Propheten. Denn die Botschaft, die Jesus uns gebracht hat, sagt vor allem, dass Gott uns liebt, wie uns kein Mensch lieben kann. Darauf soll meine Liebe antworten, und zwar so, dass sie anderen zugutekommt. Am Anfang der Beziehung zu Gott stehen also nicht die Gebote, sondern die Liebe. Aus Dank dafür, dass er mich liebt, halte ich die Regeln ein, die er gibt. Die Liebe soll also nicht bloß ein Gefühl sein, sondern eine Haltung werden, die mein Handeln leitet.

Auch das haben wir in den Flutgebieten hautnah erlebt. Bis heute kommen Helfer. Nichts gibt den Menschen so viel Hoffnung, als wenn sie sehen, dass jemand an ihrer Seite steht – um Gottes und der Menschen willen.





Ein Schreiber überträgt um 1935 die Tora auf Pergament. Professionelle Schreiber waren häufig hochgebildete Schriftgelehrte, denen auch die Anfertigung von Gebetsstreifen mit dem „Schma Jisrael – Höre Israel“ für die Kopf- bzw. Armkapseln oblag. Foto: gem

Gebet der Woche

ein Licht für die Toten
die nahen und fernen
dass sie Frieden und
Leben in Fülle haben

ein Licht
für alle Menschen
dass sie Liebe und
Zuversicht finden

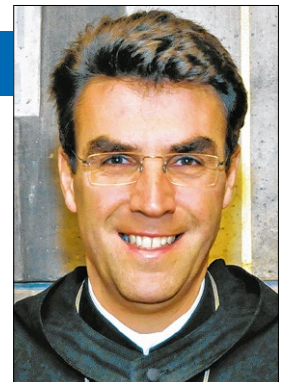
ein Licht
für die Traurigen
mögen sie durch uns
Trost empfangen

ein Licht
das die Zeit
heilt und erhellt
jetzt und immer

Gebet zu Allerseelen von Michael Lehmler,
Priester im Erzbistum Köln

Glaube im Alltag

von Abt Johannes Eckert OSB



Das ist kein Heiliger net“, lautete das vernichtende Urteil eines Landwirts über seinen verstorbenen Nachbarn, den ich als Kaplan aufgrund seines kirchlichen Engagements in der Traueransprache gewürdigt hatte. „Was ist denn überhaupt ein Heiliger?“, war meine Rückfrage, worauf der Landwirt meinte: „Das musst doch du als Fachmann wissen – nicht ich.“ Nun, eins wusste er zumindest: dass sein Nachbar kein Heiliger ist. Ob er recht hat?

In den germanischen Sprachen geht das Wort „heilig“ zurück auf das altnordische „heilagr“ beziehungsweise das altsächsische „helag“. Beide Wörter bedeuten so viel wie „jemandem gehören“, „jemandes Eigentum sein“. So verstanden sind „Heilige“ Menschen, die sich nicht selbst gehören, sondern eines anderen Eigentum sind. Heilige sind Menschen, die wissen, dass sie einem Größeren gehören. Daher machen sie ihr Leben an diesem fest und versuchen aus dieser Verbindung ihr Leben zu gestalten.

Die von Papst Gregor dem Großen nach England entsandten Missionare übersetzten das germanische „heilig“ mit dem lateinischen „sanctus“. Der Wortstamm „sancire“ bedeutet „abtrennen“. Mit „sanctio“ wird die konsequente Abtrennung des zur Gottheit gehörenden, also heiligen Tempelbezirks benannt. Dieser wird abgegrenzt vom „profanum“, dem allen Zugänglichen, also dem sogenannten „weltlichen“. Ein Heiliger ist also ein Mensch, der Gottes Eigentum ist und daran glaubt. Daher richtet er sein Leben

an ihm aus und grenzt sich vom rein Profanen ab.

Ein Heiliger versucht, einen anderen Weg zu gehen. So wird verständlich, warum Paulus in seinen Briefen die Gemeindeglieder als Heilige anredet. Durch die Taufe haben sie sich bewusst abgegrenzt von anderen Religionen und manchen heidnischen Praktiken. Sie verstehen sich als Gottes Eigentum und wollen ihr Leben an Jesus ausrichten.

Wenn wir Allerheiligen feiern, dann ermuntert uns das Fest, wie viele Menschen vor uns Gott in unserem Leben Raum zu schenken und uns von manchem abzugrenzen, was nicht seiner frohen Botschaft entspricht. Freilich werden wir dabei auch an unsere Grenzen stoßen. Doch Heiligkeit bedeutet eben nicht unmenschliche Perfektion. In meiner Begrenztheit bin ich Kind Gottes, das Fehler machen und noch wachsen darf. Gerade wenn wir im Streben nach Heiligkeit und Heiligung an unsere Grenzen stoßen, begegnen wir dem Grenzenlosen, der uns als seine geliebten Kinder in der Taufe angenommen hat.

So vermittelt Allerheiligen frohe Hoffnung für jeden von uns, für mich und für den anfangs erwähnten Landwirt, dass wir Heilige sind – nicht aufgrund unserer Leistung, sondern aus Gottes Liebe. Und so verstanden könnte auch sein Nachbar ein Heiliger sein.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, 31. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 31. Oktober

31. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegen (grün); 1. Les: Dtn 6,2–6, APs: Ps 18,2–3.4 u. 47.51 u. 50, 2. Les: Hebr 7,23–28, Ev: Mk 12,28b–34

Montag – 1. November

Allerheiligen

Messe vom Hochfest, Gl, Cr, eig. Prf, in den Hg I–III eig. Einschub, feierlicher Schlusssegen (weiß); 1. Les: Offb 7,2–4.9–14, APs: Ps 24,1–2.3–4.5–6, 2. Les: 1Joh 3,1–3, Ev: Mt 5,1–12a

Dienstag – 2. November

Allerseelen

Messe von Allerseelen I–III, Prf Verstorbene, feierl. Schlusssegen (violett/schwarz); Les u. Ev: freie Auswahl a. dem Lektionar für die Verstorbenen

Mittwoch – 3. November

Hl. Hubert – Hl. Pirmin – Hl. Martin von Porres – Sel. Rupert Mayer

Messe v. Tag (grün); Les: Röm 13,8–10, Ev: Lk 14,25–33; **Messe v. hl. Hubert/v. hl. Pirmin/v. hl. Martin/v.**

sel. Rupert (jew. weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 4. November

**Hl. Karl Borromäus
Priesterdonnerstag**

Messe vom hl. Karl (weiß); Les: Röm 14,7–12, Ev: Lk 15,1–10 oder aus den AuswL; **Messe um geistliche Berufe** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 5. November

Herz-Jesu-Freitag

Messe vom Tag (grün); Les: Röm 15,14–21, Ev: Lk 16,1–8; **Messe vom Herz-Jesu-Freitag, Prf Herz-Jesu** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 6. November

Hl. Leonhard – Marien-Samstag – Herz-Mariä-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: Röm 16,3–9.16.22–27, Ev: Lk 16,9–15; **Messe vom hl. Leonhard/Unbeflecktes Herz Mariä, Prf Maria** (jeweils weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

**WORTE DER HEILIGEN:
ALLERHEILIGEN**

Märtyrer, ohne Blut zu vergießen


Heilige der Woche
Allerheiligen

Die ersten Christen, die als Heilige verehrt wurden, waren die Märtyrer. Wegen der Fülle der Märtyrern in den ersten drei Jahrhunderten des Christentums war es nicht mehr möglich, das Gedächtnis jedes Heiligen zu begehen. Deswegen führte die Kirche im Osten zu Beginn des vierten Jahrhunderts am Sonntag nach Pfingsten den „Herrentag aller Heiligen“ ein. Nach dem Toleranzedikt von Kaiser Galerius 311 und unter der Herrschaft des Kaisers Konstantin († 337) endete die Zeit der systematischen Christenverfolgungen. Nun begann man auch Christen, die in Zeiten der Verfolgung standhaft ihren Glauben bekannt hatten und deswegen verbannt, gefoltert oder inhaftiert wurden, sogenannte „Bekenner“, und später alle Christen, die ein besonders Gott wohlgefälliges Leben geführt haben, als Heilige zu verehren. Für die Kirche im Westen legte Papst Gregor IV. 835 für das Gedächtnis aller Heiligen den 1. November fest. *red*

Theodor Studites († 826) weitet den Begriff des Martyriums auf alle Christen aus, die ihre sündhaften Neigungen bekämpfen und ein gottgemäßes Leben führen.

In einer Ansprache sagte er: „Brüder und Väter, erwägt, wenn es euch angebracht erscheint, wie vieler und wie bedeutender Heiliger gedacht wird. Wer könnte die Sterne des Himmels zählen und den Sand an der Meeresküste? So viele Märtyrer gibt es auf dem Erdboden, die sich kampfbereit den Tyrannen, dem Feuer, dem Schwert, den wilden Tieren, allen Arten von Schrecknissen stellten, die die Hinrichtung für etwas Erfreuliches, die Enthauptung für etwas Lustvolles hielten. Ja sie traten auf glühende Kohlen, löschten mit ihrem Blut brennende Scheiterhaufen und erregten das Erstaunen von Tyrannen und Königen, da sie in der Natur Größeres als die Natur vollbrachten. Wofür haben sie Zeugnis abgelegt? Dass Jesus

sowohl der Christus als auch vor allem der Sohn Gottes sei, dessen Namen ewiges Leben in sich berge, wie die Schriften es bezeugen.

Sind etwa also nur diejenigen Märtyrer, die ihr Blut vergießen? Keineswegs, sondern auch die, die ein gottgefälliges Leben führen. Darum, Brüder, zählen auch wir zu diesen Märtyrern; denn wenn wir geduldig die Mühseligkeiten eines vom Kreuz geprägten Lebens annehmen, wenn wir das Gelübde der Jungfräulichkeit einhalten und dabei bereitwilligen Gehorsam, der gewissermaßen einem inneren Kampf gleichkommt, nicht verweigern, dann bezeugen wir, dass Jesus sowohl der Christus als auch Gottes Sohn ist, dann bezeugen wir zukünftiges Gericht und Vergeltung, dann bezeugen wir, dass wir vor dem furchterregenden Richterstuhl Christi für das vergangene Leben Rechenschaft ablegen werden. Dabei widerstehen wir dem Teufel, dem Feind Christi, der uns quält und, indem er uns todbringende Gedan-

ken und Lüste vorgaukelt, uns zur Leugnung der Existenz Gottes drängt. Welch elende Täuschung, welch trauriges und schlimmes Ende dieser Täuschung!

Doch wir Brüder oder auch wir Märtyrer Christi wollen doch das überaus glänzende Martyrium auf uns nehmen und das überaus herrliche Bekenntnis ablegen und uns mit allen Märtyrern freuen; denn wir haben doch verdienstvoller Weise für Christus das Martyrium auf uns genommen, da wir nicht dem Baal, das heißt der Begierde des Fleisches und den übrigen Lüste des Lebens, unser Knie gebeugt haben. Lasst uns also nicht dem glauben, der uns Trugbilder vor Augen stellt, damit wir den Gehorsam verweigern und sündigen, vielmehr wollen wir täglich gleichsam wie im Stadion gegen ihn kämpfen – getroffen, aber nicht zerschlagen, voll Leidenschaft, aber ohne Erschütterung.“

Zusammengestellt von Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem

Gemeinschaft der Heiligen


„Denn heute schauen wir deine heilige Stadt, unsere Heimat, das himmlische Jerusalem. Dort loben dich auf ewig die verherrlichten Glieder der Kirche, unsere Brüder und Schwestern, die schon zur Vollendung gelangt sind. Dorthin pilgern auch wir im Glauben, ermutigt durch ihre Fürsprache und ihr Beispiel und gehen freudig dem Ziel der Verheißung entgegen. Darum preisen wir dich in der Gemeinschaft deiner Heiligen und singen mit den Chören der Engel das Lob deiner Herrlichkeit.“

Präfatation am Hochfest Allerheiligen

Zitate

über Heilige

„Heilig sind die, welche werden.“
(Rainer Maria Rilke)

„Niemand wird im Schlaf ein Heiliger.“
(Thomas Carlyle)

„Der wahre Heilige weiß nichts von seiner Heiligkeit.“
(Elmar Schenkel)

„Heilige sind Menschen, durch die es anderen leichter wird, an Gott zu glauben.“
(Nathan Söderblom)

„Niemand ist lebendiger als ein toter Heiliger.“
(Fulton Sheen)

Der verkappte Heilige
Dass dein Glück uns nicht bedrücke,
legst du um dich Teufelstücke,
Teufelswitz und Teufelskleid.
Doch umsonst! Aus deinem Blicke
blickt hervor die Heiligkeit!
(Friedrich Nietzsche)

CHRISTEN IM HEILIGEN LAND

Eine kaum bekannte Minderheit

Autoren, Maler und zwei Heilige: „Messianer“ zwischen Mittelmeer und Jordan



Foto: KNA

▲ Im Karmel von Bethlehem steht eine Statue der heiligen Mariam Baouardy. Die Christin aus Galiläa ist eine von zwei palästinensischen Heiligen der Neuzeit.

„Erlebnisse im Heiligen Land“ heißt das neue Buch unseres Autors Johannes Zang (siehe Buch-tipp). Im hier gekürzt wiedergegebenen Kapitel „Zwei palästinensische Heilige“ erzählt er von der christlichen Minderheit und von zwei einheimischen Ordensfrauen, die 2015 heiliggesprochen wurden. Das katholische Medienzentrum der Schweiz nannte sie „die ersten Heiligen aus der Stammregion des Christentums in der Neuzeit“.

In Israel und Palästina leben Christen. Erfahrungsgemäß treffen die meisten Pilger keinen von ihnen. Sie lassen sie buchstäblich links und rechts des Weges liegen. Die einzigen Einheimischen, die Pilger- und Touristengruppen kennenlernen, sind der oft muslimische Busfahrer und der meist israelisch-jüdische Reiseleiter. Dass etwa an der Kasse

heiliger Stätten einheimische Christen Dienst tun, ahnen die Besucher wohl nicht.

Christen leben in israelischen Städten wie Haifa, Nazareth oder Scharaf'am und in Dörfern Galiläas. In den besetzten palästinensischen Gebieten findet man „MassiHije“ (Messianer) im „christlichen“ Dreieck Bethlehem–Beit Sahour–Beit Jala, in und um Ramallah, in Jericho, Nablus und Jenin. Die arabischsprachigen Christen gehören Dutzenden von Kirchen an. Die zahlenmäßig größte in Israel ist die griechisch-katholisch-melkitische Kirche, die Nummer eins in den besetzten Gebieten die griechisch-orthodoxe.

Vor allem in der englischsprachigen Welt ist Edward Said bekannt, Literaturtheoretiker und Autor des Buches „Orientalismus“. Said (1935 bis 2003) gründete 1999 zusammen mit dem in Argentinien geborenen Dirigenten und Pianisten Daniel Barenboim und dem Deutschen Bernd Kauffmann das West-Eastern-Divian-Orchester, in dem Musiker des Nahen Ostens spielen.

Das „Kamel der Mühsal“

Kulturliebhabern sagen die Filmemacherin Annemarie Jacir („Wajib“) oder der Maler Sliman Mansour (geboren 1947 in Bir Zeit) möglicherweise etwas. Zwei Werke Mansours sprechen mich besonders an: Das „Kamel der Mühsal“ (1973) zeigt einen 100 Jahre alten Lastenträger, der Jerusalem auf dem Rücken schleppt. „Das letzte Abendmahl“ porträtiert Jesus mit seinen Jüngern in palästinensischer Tracht.

Im deutschsprachigen Raum bekannt sind durch Kirchentage der lutherische Pfarrer Mitri Raheb (geboren 1962) aus Bethlehem und seine in Wien lebende Schwester Viola, eine Theologin und Schriftstellerin. Auch Khoulood Daibes Abu Dayeh, früherer Tourismusministerin und aktuell Botschafterin Palästinas in Deutschland, ist eine wichtige christliche Stimme außerhalb der Heimat.

Wer aber kennt die palästinensischen Heiligen? 2015 wurden die Ordensfrauen Maria Alfonsina Danil Ghattas und Mariam Baouardy im Beisein von Palästinenserpräsident Machmud Abbas und dem lateinischen Patriarchen aus Jerusalem, Fuad Twal, heiliggesprochen.

Letztere, Karmelitin und „Maria von Jesus, dem Gekreuzigten“ genannt, stammte aus 'Ibillin in Galiläa und lebte von 1846 bis 1878.

In der Predigt der Heiligspredigungsmesse vor 2000 Pilgern aus Israel, den palästinensischen Gebieten und Jordanien verwies Papst Franziskus auf die „extrem klaren Ratschläge und theologischen Erklärungen“ der Analphabetin und nannte sie ein „Instrument der Begegnung und der Einheit mit der muslimischen Welt“.

Die zweite zur Ehre der Altäre erhobene Nonne, Schwester Maria Alfonsina (1843 bis 1929), hat nach Ansicht des Papstes „gut verstanden, was es bedeutet, im Apostolat die Liebe Gottes auszustrahlen und

zur Zeugin der Sanftmut und Einheit zu werden“. Die Gründerin der Rosenkranzschwestern gebe ein „klares Beispiel dafür, wie wichtig es ist, gegenüber anderen Verantwortung zu übernehmen“. Ihr Orden führt Schulen, die von Muslimen wie Christen besucht und geschätzt werden.

Verlosung

Wir verlosen vier Exemplare von „Erlebnisse im Heiligen Land“. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie bis 10. November eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Heiliges Land“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder schreiben Sie uns eine E-Mail: redaktion@suv.de.

Buchtipps

Johannes Zang ist ein profunder Kenner des Heiligen Landes. Der 57-jährige Journalist aus Unterfranken schreibt für mehrere deutschsprachige Medien und führt immer wieder als Reiseleiter Touristen und Pilger durch Israel und die besetzten palästinensischen Gebiete. Fast zehn Jahre hat er vor Ort gelebt. Den Lesern unserer Zeitung ist er als Autor zahlreicher Hintergrundbeiträge und Analysen bekannt.

Den Nahostkonflikt hat Zang auf beiden Seiten hautnah miterlebt. Bei seinen unzähligen Reisen ist er ganz normalen Menschen auf beiden Seiten der israelischen Sperrmauer begegnet, hat sich mit ihnen unterhalten und Einblicke in ihr Leben, ihren Alltag und ihre Sorgen erhalten. Die Angst jüdischer Israelis vor palästinensischen Selbstmordattentaten kennt er genauso wie den Wunsch der Palästinenser nach einem Ende des Besatzungsregimes und einem eigenen Staat.

Im Laufe der Jahre hat Johannes Zang mehrere Bücher über das Heilige Land und seine Bewohner verfasst. Sein jüngstes Werk ist beim Wiener Verlag Promedia erschienen: „Erlebnisse im Heiligen Land“ präsentiert auf gut 200 Seiten „77 Geschichten aus Israel und Palästina. Von Ausgangssperre bis Zugvögel

bis Zugvögel“ – so verspricht es der Untertitel.

Zang sprach mit Politikern und Wissenschaftlern, Friedensaktivisten und normalen Menschen „von der Straße“. Er lernte sie an Kontrollpunkten kennen, bei der Fahrt im Taxi oder beim Spaziergang durch die Jerusalemer Altstadt. Seine „Erlebnisse im Heiligen Land“ erzählen nicht nur von konfliktträchtigen Facetten, sondern auch

von landschaftlicher Schönheit, Geschichte, Religion und wirtschaftlichem Aufschwung.

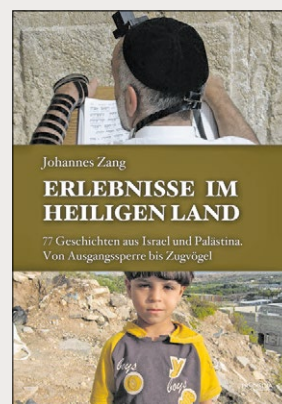
„Seit 1985 kenne und liebe ich das Heilige Land“, schreibt Zang und schwärmt: „Was für ein Land! Alle Zutaten fürs Paradies sind vorhanden. Wasserfälle und Wadis, Süß- und Salzwasser, Täler und Terrassen, Küsten und

Korallen.“ Mit seinem Buch hat er seiner langjährigen Wahlheimat ein leistungswertes Denkmal gesetzt – eines, das angesichts des anhaltenden Konflikts nachdenklich macht. *tf*

Information

ERLEBNISSE IM HEILIGEN LAND
77 Geschichten aus Israel und Palästina.

Von Ausgangssperre bis Zugvögel
Johannes Zang
ISBN: 978-3-85371-490-4
19,90 Euro



EXKLUSIV-INTERVIEW

Laschet „für zu leicht befunden“

Politologe Andreas Püttmann über die „Ampel“, Gendersprache und christliche Werte

BERLIN/BONN – Nach der Bundestagswahl haben im politischen Berlin die Koalitionsverhandlungen zwischen SPD, Grünen und FDP begonnen. Erstmals könnte auf Bundesebene eine sogenannte Ampelkoalition die Regierung bilden. Im Exklusiv-Interview spricht der Bonner Politologe Andreas Püttmann über das Wahlergebnis, die „Ampel“ und christliche Werte in der Politik.

Herr Püttmann, die beiden großen Volksparteien kommen bei der Bundestagswahl zusammen auf nicht mal mehr 50 Prozent. Ist das Ergebnis ein Zeichen für Politikverdrossenheit?

Die radikalen Randparteien haben Stimmen verloren, die Wahlbeteiligung lag mit 77 Prozent auf dem Niveau von 1990, 2005, 2017 – insofern keine Verdrossenheit. Allerdings haben die zwei zunächst stärksten Parteien durch Auswahl ihrer Kanzlerkandidaten eine Situation geschaffen, in der viele Wähler unzufrieden mit dem Personalangebot waren. Davon hat die SPD profitiert, weil ihr Kandidat, der „Scholzomat“, mindestens politisch sehr erfahren und in seiner sachlich-nüchternen Art der beliebten Kanzlerin am ähnlichsten schien. Nach 16 Jahren Unions-Dominanz kam eine Wechselstimmung hinzu.

Hat die CDU mit Armin Laschet auf das falsche Pferd gesetzt?

Eindeutig ja. Es war eine historisch beispiellose Torheit, dass der CDU-Bundesvorstand, von den Altvorderen Wolfgang Schäuble und Volker Bouffier falsch beraten, einen Kandidaten durchdrückte, den nur 17 Prozent der Unions-Anhänger wollten. Markus Söder bevorzugten 72 Prozent. Er war auch in der Bevölkerung, nicht zuletzt im Osten, weit beliebter und hätte die Union sicher zum Wahlsieg geführt. Dann bekämen wir nun eine schwarz-grüne Zweierkoalition.

Armin Laschets Selbstüberschätzung und Fehler im Wahlkampf trieben Mitte-Wähler in Scharen zu Grünen und SPD, während der zu einer Art Vizekandidat hervorgehobene Friedrich Merz in der Mitte abschreckte und rechts kaum Stimmen von FDP und AfD abwerben konnte. Hinzu kamen die Laschet gegenüber dem Rechtsaußen Hans-Georg Maaßen, Laschets

Wankelmüt in der Pandemiepolitik, sein Lachen während einer Ansprache des Staatsoberhauptes im Katastrophengebiet.

Kurzum: Er wurde gewogen und für zu leicht befunden. Und die CDU vernachlässigte ihren christlich-sozialen Flügel bis zur Unkenntlichkeit. Eine zweite, größere FDP braucht kein Mensch, eine AfD light auch nicht.

Deutschland steuert damit nun auf eine Ampelkoalition hin. Ist eine linksliberale Regierung in Berlin gut oder schlecht für die Kirche?

Eher schwierig. Es gibt zwar christliche Schnittmengen mit der Sozialdemokratie und den Grünen in der Sozial-, Flüchtlings- und Klimaschutzpolitik, aber auch Unvereinbarkeiten beim Lebensschutz, den Familienformen sowie kirchlichen Eigenbelangen. Starke Kräfte unter Linken und Liberalen fordern zum Beispiel eine Ablösung der Staatsleistungen an die Kirchen, eine Schleifung des kirchlichen Arbeitsrechts, ein Ende der Karfreitagsruhe. Die Unionsparteien sind immer noch am kirchenfreundlichsten und haben die meisten engagierten Christen in ihren Reihen.

Wie stark darf oder sollte die Politik regelnd in das religiöse Leben eingreifen?

Gar nicht, soweit keine mit der Religionsfreiheit konkurrierenden Grundrechte zu schützen sind. Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und des religiösen wie auch weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich. Die ungestörte Religionsausübung wird laut Grundgesetz gewährleistet.

Regelungsbedürftig sind Schnittmengen staatlichen und religiösen Lebens wie der Religionsunterricht in staatlichen Schulen, die Seelsorge in Militär, Polizei und Justizvollzugsanstalten, die staatliche Anerkennung von Hochschulen und Theologischen Fakultäten, die Kooperation beim Kirchensteuer-einzug, bei der Entwicklungs- und der Katastrophenhilfe.

Daneben gibt es Sonderprobleme wie das so genannte „Kirchenasyl“. Bisher können sich die Kirchen nicht über schlechte Behandlung beschweren. Und der Staat hat Interesse am zivilgesellschaftlichen Engagement der Religionsgemeinschaften. Er lebt auch von den sozialen und moralischen Früchten ihrer geistlichen Existenz.

Vor Jahren stand die Frage an, ob die geplante und letztlich gescheiterte EU-Verfassung einen Gottesbezug haben sollte. Sind Sie dafür oder dagegen?

Dafür. Aber diese Schlacht ist längst geschlagen. Nach langer kontroverser Debatte wurde in der Präambel des Verfassungsentwurfs nur das „kulturelle, religiöse und humanistische Erbe Europas“ genannt. Das Wort „christlich“ wurde vermieden. Und nach dem Scheitern der Verfassung wurde dieser Wortlaut 2009 in die Präambel des Vertrags von Lissabon aufgenommen.

Unser Kontinent hat sich seitdem weiter entchristlicht. Einen ideologischen, identitären „Christianismus“ zur bloßen Abgrenzung vom Islam sollte man nicht verwechseln mit einer echten Rückbesinnung auf das „christliche Abendland“.

Betrachtet man den zurückliegenden Wahlkampf, könnte man meinen, Gendersprache, diverse Geschlechter oder Elektroautos seien wichtiger als Heimat, Volkstum und Identität. Was meinen Sie?

Ich halte nichts davon, kollektiv und traditionell verstandene „konservative“ Werte gegen moderne liberale Werte auszuspielen. Entscheidender Maßstab für Christen ist immer das Wohlergehen der menschlichen Person in ihrer Würde, Freiheit und Verantwortung in der Gemeinschaft.

Heimat ist ein menschliches Grundbedürfnis in allen Kulturen, volkstümliche Bräuche gehören dazu. Völkisches Denken sollte Christen aber fremd sein, ihr Horizont ist eher universal. Ihre „Brüder und Schwestern“ sind nicht die Volksgenossen, sondern alle Kinder Gottes, zuvörderst – aber nicht nur! – die Geschwister im Glauben.

Wenn E-Autos einen Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung gegen die Erderwärmung leisten: Was sollte man dagegen haben? Mehr Sensibilität gegenüber vom „Mainstream“ abweichenden sexuellen Identitäten gebietet die Würde der Person. Komisch, dass die, die sonst gern gegen den „Mainstream“ wettern, ihn in Geschlechterfragen als allein maßgeblich verteidigen. Ich rate da zu weniger Ideologie auf beiden Seiten, zu mehr Pragmatismus und vor allem zur Empathie.

Gottes Menschenfreundlichkeit spiegelt sich im rheinisch-katholi-



▲ Politologe und Publizist Andreas Püttmann. Fotos: privat, Imago/Future Image

Im Dezember könnte Deutschland die erste Ampelkoalition auf Bundesebene bekommen. Was das aus christlicher Sicht bedeutet, analysiert Andreas Püttmann.



schen „Jeder Jeck ist anders“. Sprache muss man dafür allerdings nicht verhunzen. Ich „gendere“ nicht und bleibe beim generischen Maskulinum, wünsche mir aber mehr Frauen in Führungspositionen, weil leider zu viele Männer das Modell „röhrender Hirsch“ darstellen. „Toxische Männlichkeit“ gibt es wirklich. Sie schadet allenthalben.

Warum gibt es so viele religiöse Konflikte auf der Welt?

Weil Religion aller historischen Erfahrung nach janusköpfig ist: Sie motiviert zu viel Gutem – Selbstdistanz, Demut, Nächstenliebe, Verlässlichkeit, Leistungsbereitschaft, Versöhnlichkeit, Trost und Hoffnung. All das hat auch politische Wirkung. Andererseits gibt es Ri-

siken durch „Pathologien der Religion“ wie auch Pathologien einer sich selbst vergötternden Vernunft. Siehe die Französische Revolution oder den Kommunismus. Beide Pathologien erzeugen Menschenopfer.

Religiöse Konflikte verlaufen übrigens nicht nur entlang der Grenzen der Weltreligionen, sondern quer durch ihre jeweiligen Konfessionen und Strömungen. Eindämmen kann man sie durch Bildung, Dialog und sozialen Ausgleich, denn oft verbergen sich hinter vermeintlichen Glaubenskriegen ökonomische und politische Interessenkonflikte. Die letzten Päpste haben durch Spitzenbegegnungen und Reisen wichtige Impulse für den interreligiösen Dialog und die gemeinsame Verantwortung der Religionen für den Weltfrieden gegeben.

Für welche zeitlosen Werte stehen Sie selbst ein?

Ich bemühe mich in Debatten um einen Beitrag zu den Klassikern: Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden. Wobei ich sicher auch für Streitbarkeit stehe. Ich sehe den Frieden nicht an der Spitze der Wertehierarchie und bin kein Pazifist, weder politisch noch privat. Man muss die Geister unterscheiden und in Kauf nehmen, dass sie sich dann an einem scheiden. Das hat mich manche Freundschaft gekostet, gerade in den vergangenen Jahren der Radikalisierung von Teilen des konservativen Lagers, dem ich mich ursprünglich und ideell immer noch zugehörig fühle.

Die Verrohung und geistige Verplumpung vieler Konservativer, und zwar international – in USA, Brasilien und Polen – wie national

– AfD und Co. – haben mich erschreckt und mehr in die Mitte rücken lassen. Manche sich katholisch dünkende Internetportale sind offen zum Rechtspopulismus übergelaufen und hetzen gegen die liberale Demokratie. Nichts aus den katholischen Beiträgen zum Faschismus gelernt! Und längst nicht mehr „papsttreu“. Gegen solche „getünchten Gräber“ (Mt 23,27) habe ich in den vergangenen Jahren viel gestritten.

Mindestens so wichtig wie Werte erscheinen mir Tugenden, vor allem die vier Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung. Früher nahm ich in der Gesellschaft vor allem einen Mangel an Tapferkeit wahr: zu viele Opportunisten und Konformisten! Inzwischen scheint es mir mehr an Klugheit und Maß zu fehlen. Die Echoräume des Internets haben ein übertriebenes Selbstbewusstsein genährt, das in keinem Verhältnis zur eigenen Bildung, Urteilskraft und Integrität steht. Spinner und Maulhelden gab es immer, aber jetzt finden sie Resonanz über den Stammtisch hinaus.

„Unter den Blinden ist der Einäugige König.“ So emanzipiert man sich nicht nur von den verachteten politischen Eliten, sondern sogar, wie die Pandemie zeigte, von Wissenschaft und Wirklichkeit, was natürlich nicht gut gehen kann. Der Trumpismus ist kein so fernes Phänomen, wie manche glauben. Diese Entwicklung hat das Potenzial, Kultur zu zerstören und uns moralisch nach unten zu ziehen. Zumal die disziplinierende Kraft des christlichen Ethos ja heute weitgehend ausfällt. Die Decke der Zivilisation fühlt sich dünn an.

Andreas Raffener

Buchtipps

Wie Berlin auf eine New Yorkerin wirkt

GEZEITEN DER STADT
Kirsty Bell
ISBN: 978-3-98568-005-4,
28 Euro

Es beginnt mit einer Pfütze auf dem Küchenboden. Ausgehend vom Zustand ihrer Gründerzeit-Wohnung am Landwehrkanal in Kreuzberg begibt sich Kirsty Bell auf eine Berlin-Exkursion der besonderen Art. Die Trauer über das Scheitern ihrer Ehe sensibilisiert sie für den Zustand ihrer Umgebung, die titelgebenden „Gezeiten der Stadt“.

Ausgangspunkt ist ihr Wohnhaus, dessen Lage im Laufe der Stadtgeschichte zwischen peripher und zentral hin- und herwechselte. Bell beginnt, sich näher mit der Historie zu befassen, forscht im Internet nach Informationen und Fotos über ihr direktes Umfeld, schaut sich den Wim-Wenders-Film „Der Himmel über Berlin“ an.

Als gebürtige New Yorkerin, die der Liebe wegen in die deutsche Hauptstadt gezogen war, nähert sich Bell Berlin und seiner Teilungsgeschichte natürlich anders als jemand, der die politische Entwicklung Deutschlands im Land miterlebt hat oder gar gebürtiger Berliner ist. Dennoch hat diese Herangehensweise von „außen“ auch ihren Reiz.

Gerade weil sie die Stadt mit unvoreingenommener Neugier und dem Auge des Künstlers entdeckt, bringt sie keinen historischen „Ballast“ mit, der eine Auseinandersetzung mit Berlin ansonsten zwangsläufig immer überlagert. Trotzdem hat sie nicht den flüchtigen Blick eines Touristen, sondern den eines „Zugereisten“, der sich auf das Neue einlässt, auch auf die negativen Seiten. Berlin-Literatur gibt es zuhauf – doch Bell liefert aufgrund ihrer Biografie eine neuartige und persönliche Auseinandersetzung ab. Lesenswert! vf

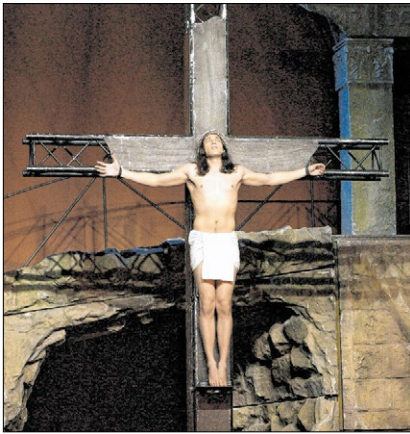


Zur Person

Andreas Püttmann lebt in Bonn und ist 57 Jahre alt. Er ist Politologe und freier Publizist. Als seine Themenschwerpunkte bezeichnet er die Sozialethik, Religionssoziologie, Demoskopie und den Rechtspopulismus. Zuvor war er in der Begabtenförderung der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung tätig.

Als Christ, sagt Püttmann, sei er „mal liberal, mal sozial, mal konservativ“. Seine Bücher tragen Titel wie „Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität“ (1994), „Gesellschaft ohne Gott“ (2010) und „Wie katholisch ist Deutschland – und was hat es davon?“ (2017). ar/red

Leserbriefe



▲ Unser Leser sieht Andrew Lloyd Webbers Musical „Jesus Christ Superstar“ kritisch. Foto: Imago/Pop-Eye

Rebellion durch Rock

Zu „Entsetzen und Begeisterung“ in Nr. 40:

Man kann sich wohl heute gar nicht mehr vorstellen, welche Wirkung Rockmusik Anfang der 1970er Jahre hatte. Das war Rebellion pur und passte im Empfinden vieler Leute mit der Botschaft der Kirche überhaupt nicht zusammen. Heute – da Rock Mainstream geworden ist – sieht man, dass das Musical viele eingängige Songs umfasst, die man durchaus auch in der Kirche singen kann.

Ich finde es aber wichtig, die Zeitgeistaspekte, die in „Jesus Christ Superstar“ stecken, aufzuzeigen: vor allem die Rolle von Judas und von Maria Magdalena, die ziemlich un-biblisch dargestellt werden. Das Musical weicht in einem weiteren zentralen Punkt von den Evangelien ab: Es endet mit der Kreuzigung – die Auferstehung (wie auch die Veränderung der Jünger) wird weggelassen. Damit ist der Jesus Christus des Werks ein völlig anderer als der unseres Glaubens.

Andreas Alt, 86153 Augsburg



▲ Bischof Bertram Meier wird in den Ritterorden vom Heiligen Grab aufgenommen und zum Großoffizier mit Stern ernannt. Foto: Zoepf

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Albertus Magnus

Der Mann, der alles wusste

Er war leidenschaftlicher Wissenschaftler und asketischer Mönch, Vordenker und Friedensstifter.

Er gilt als Begründer der Kölner Universität und als Retter des Bistums Regensburg. Und sein großes Wissen versetzte die Welt in Staunen: Albert von Lauingen.

Begegnen Sie diesem besonderen Heiligen unter: www.heiliger-albertus-magnus.de



www.heiliger-albertus-magnus.de

Albertus Magnus
MultimediaReportage



Fotos: © Sankt Ulrich Verlag

Aus der Zeit gefallen

Zu „Ritterschlag‘ in der Basilika“ in Nr. 41:

Bischof Bertram Meier ist jetzt also zum Ritter geschlagen worden. Im Gegensatz zu den anderen Neulingen des Ordens vom Heiligen Grab ist er aber nicht nur zum einfachen Ritter, sondern gleich zum „Großoffizier (Komtur) mit Stern“ ernannt worden.

Mir liegt es fern, den ehrenhaften Zweck dieses Ordens in Zweifel zu ziehen. Ich frage mich aber: Wie erklärt man jungen Menschen, jungen Christen, die ja ohnehin eine Minderheit in der heutigen Jugend darstellen, dass sich erwachsene Männer mit merk-

würdigen Umhängen bekleiden, die eher an die Kreuzzüge oder bestenfalls an Ritterspiele erinnern, als an ernsthafte Arbeit für den Ausgleich zwischen den Religionen?

Dazu kommt, dass man sich fragt, warum der Bischof gleich zum „Großoffizier“ ernannt wird? Dieses aus der Zeit gefallene, fragwürdige Ernennungszereemoniell ist typisch für unsere Kirche, die sich immer mehr von der Basis entfernt. Denn verstehen oder ernsthaft erklären kann man so etwas heute nicht mehr! Arme Kirche!

Martin Julius Bock, 86609 Donauwörth

Dem Bischof dankbar

Zu „Meier gegen ‚nationale Sonderwege‘“ in Nr. 41:

Wie dankbar muss man dem Augsburger Bischof Bertram Meier sein, dass er so klare und wegweisende Worte bezüglich der Diskussion um das Weihenpriestertum beim „Synodalen Weg“ gefunden hat! Er sprach nicht nur davon, dass sich die katholische Kirche dadurch selbst die Sterbeglocke läutet, sondern warnte vor einem nationalen Sonderweg: „Am deutschen Wesen wird die Kirche sicher nicht genesen.“ Er rief zur Wachsamkeit auf. Der Reformdialog Synodaler Weg mache ihn nachdenklich und besorgt. „Wir alle dürfen nicht schlafen, um uns dann beim Erwachen verdutzt die Augen zu reiben, weil sich die katholische Kir-

che auf dem Synodalen Weg in eine de facto evangelische Landeskirche transformiert hat.“

Der Bischof wandte sich auch gegen den Vorschlag einer demokratischen und zeitlich begrenzten Wahl von Bischöfen: „Wenn wir eine Kirche ohne sakramentales Amt wollen, brechen wir ihr das Genick.“ Gott möge eine solche „Selbstabdankung der Bischöfe, Priester und Diakone“ verhüten. Eine Synode sollte am sakramentalen Weiheamt „weder rütteln noch sägen...“ Diese mutigen Äußerungen des Bischofs am 36. Jahrestag seiner Priesterweihe in Rom sollten sich alle Verantwortlichen zu Herzen nehmen und die Gläubigen zu verstärktem Beten motivieren.

Evi Schmid, 85244 Röhrmoos

CHRISTLICH-HEIDNISCHER HORROR-SPASS

Irlands Metropole des Grusels

Wie Halloween in der „Stroke City“ Londonderry die Konfessionen verbindet

Halloween hat Londonderry berühmt gemacht. So nennen die Briten die Stadt am Ufer des Foyle. „Für mich“, sagt der Bürgermeister im Rathaus, „ist das Derry.“ Gleiches gilt für die Katholiken, die die Mehrheit der Stadtbevölkerung stellen und auf Protestanten früher ebenso schlecht zu sprechen waren wie auf englische Royalisten. Sie müssen aber damit leben, dass die Stadt offiziell Derry/Londonderry heißt – mit einem Schrägstrich, dem „stroke“. Spötter sprechen daher gern von der „Stroke City“.

Mit Millionengeldern vor allem aus den Töpfen der Europäischen Union hat sich die Stadt herausgeputzt. Vergessen sind die Zeiten, als sich Protestanten und Katholiken in Nordirland die Köpfe einschlugen und die „Troubles“ mehr als 3500 Tote und fast 50 000 Verletzte forderten. Inzwischen sind die mächtigen Stadtmauern, die seit dem 17. Jahrhundert die Altstadt umschließen, zur Touristenattraktion geworden. „Walled City“ ist deshalb ein anderer Name für Derry.

Daneben ist man stolz auf das älteste Kaufhaus der Welt und eine

der schönsten Kirchen Nordirlands. Die meisten Schlagzeilen aber macht die Stadt mit ihrem Halloweenfest, das dieses Jahr nach einjähriger Corona-Pause wieder ein Riesenfeuerwerk über dem Foyle krönt. „Machen Sie sich darauf gefasst, das am Halloween-Abend viele Leute unterwegs sind“, warnt die Stadtverwaltung.

Vollmaskierung schützt

Die Besucher reisen inzwischen aus aller Welt in die Gruselhauptstadt. Auf einen großen Umzug hat man diesmal aus Angst vor Corona zwar verzichtet. Dafür wird ein rund fünf Kilometer langer Straßenschnitt von Geistern und anderen Maskengestalten bespielt. Eine Vollmaskierung, empfehlen die Festplaner allen Besuchern, schützt am besten gegen die Pandemie.

Um das Fest zu entzerren, hat man schon am 20. Oktober mit den Halloween-Feiern begonnen. An allen Ecken und Enden locken

► *Kürbis und Monster in einem: Halloween ist in Nordirland so etwas wie Karneval hierzulande.*

Fotos: Schenk

Kostümfeste. „Happy Halloween“ grüßt die Schrift im Fenster eines der vielen Pubs. In der Kneipe drinnen baumeln Schreckgestalten von der Decke, hängen Tod und Teufel hinterm Tresen. Leicht geschürzt sind die Bedienungen, als Elvis-Verschnitt mit Pomaden-Tolle zeigt sich zum Fest der Wirt – zur Freude japanischer Touristen, die den Mumenschanz amüsiert belächeln.

Besonders begehrt sind Gruselgänge über den Friedhof, apokalyptisch anmutende Schlachten kostümierter Zombies und Märchennachmittage, in denen die Welt der Kelten zu neuem Leben erwacht. Denn denen fühlen sie sich im Norden Irlands besonders verbunden. Plastik-Skelette und Totenköpfe, künstliche Spinnweben und Gruselzubehör in allen Preisklassen füllen dieser Tage die Auslagen der Geschäfte.

Abends fließt der Alkohol

Am organisierten Grusel lässt sich gut verdienen. Auch Derrys Wirte machen im Oktober ihr bestes Geschäft. Fast überall in der Stadt fließt abends der Alkohol – beinahe so, als gebe es den Rest des Jahres nichts mehr zu trinken. Das weiß auch die Stadtverwaltung, die für Familien mit Kindern deshalb immer mehr Programme in alkoholfreien Zonen organisiert.

Grob betrachtet ist Halloween eine altertümliche Ausgabe des deutschen Karnevals oder Faschings, der im Norden Irlands seine eigene Geschichte hat. Halloween soll an Samhain erinnern, an das Ende des keltischen Sommerhalbjahres, das dem heidnischen Glauben zufolge mit der Rückkehr der Toten auf die Erde einherging. Später verknüpfte sich die Samhain-Tradition mit den christlichen Festen Allerheiligen und Allerseelen. Sprachlich stammt

◀ *Junge Partygänger feiern Halloween in Londonderry. Alkohol fließt an diesem Abend reichlich.*



Halloween von „All Hallows' Eve“ (etwa: Vorabend von Allerheiligen).

Damals wie heute ist das Fest gemeinschaftsstiftend, was in der noch vor Jahrzehnten von bürgerkriegsähnlichen Zuständen gezeichneten Stadt als Segen wahrgenommen wird. „Halloween“, verkündet der Bürgermeister sichtlich stolz, „verbindet die Konfessionen, weil es nicht als katholische oder protestantische Feier wahrgenommen wird, sondern als eine große Party.“ Eine Party, die keiner der einst zerstrittenen Konfessionen eigen ist.

Mit 78 Prozent stimmten die Bürger Derrys beim Brexit-Referendum gegen den Austritt Großbritanniens aus der Europäischen Union. Sie fürchteten die neue feste Grenze zur Europäischen Union vor ihrer Haustür. Diese Angst hat ihnen die EU mit einem Zusatzprotokoll im Brexit-Abkommen genommen, das keine Zollkontrollen zwischen der britischen Provinz Nordirland und dem EU-Mitglied Irland vorsieht. Stattdessen soll zwischen Großbritannien und Nordirland kontrolliert werden.

Inzwischen aber rütteln die Briten an diesem Abkommen, sodass die Befürchtungen größer werden, die Kämpfe zwischen Katholiken und Protestanten – 1998 im sogenannten Karfreitagsabkommen vertraglich eingestellt – könnten wieder aufflammen. Da ist es wahrlich kein Wunder, wenn man in diesem Jahr zu Halloween in Derry dem einen oder anderen Brexit-Gespenst begegnet.

Günter Schenk





Hallensische Prominenz liegt auf dem Stadtgottesacker, dem Camposanto, begraben. Zu den bekanntesten hier Bestatteten zählen die Eltern von Georg Friedrich Händel. Der Komponist, der auf der Porträtplakette verewigt ist, starb in London.

TOTENGEDENKEN AN DER SAALE

Wo Promis ihre Ruhe fanden

Der Stadtgottesacker von Halle: Ein „Camposanto“ der Renaissance in Sachsen-Anhalt

HALLE – Auch ein Friedhof kann ein Zeugnis der deutschen Wiedervereinigung sein. Er muss dafür auch nicht unbedingt prominent auf dem Mauerstreifen gelegen haben – wie einige Begräbnisstätten in Berlin. Es reicht, wenn aus Desinteresse und Finanzknappheit Wertschätzung und finanzielle Anstrengungen geworden sind.

Wer den am Rande des historischen Zentrums der Saalestadt Halle gelegenen Martinsberg „erklimmt“, wird sich nach wenigen Schritten einer fünf bis sechs Meter hohen

Mauer gegenübersehen. Sie war Teil der alten Stadtbefestigung. Seit dem 16. Jahrhundert schützt sie aber nicht mehr die Stadt, sondern einen Ort, wie es ihn in Deutschland kein zweites Mal gibt.

Die Befestigung auf dem nur wenige Meter hohen Martinsberg beherbergt einen Renaissance-Friedhof: einen Camposanto. Übersetzt heißt das so viel wie „heiliges Feld“. Zwar gibt es auch im thüringischen Buttstädt und in der Lutherstadt Eisleben vergleichbare Anlagen, doch ist der denkmalgeschützte Camposanto von Halle der größte und aufgrund seiner ar-

chitektonischen Geschlossenheit der kulturgeschichtlich bedeutendste.

Camposanto – das wird manche an Pisa oder gar an Rom erinnern. Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts entstandenen Friedhof der Toskana-Stadt hat der in Halle das Charakteristikum gemeinsam, dass er auf rechteckigem Grundriss vollständig von Arkaden eingefasst ist. In ihnen liegen die Gräber. Die Arkaden öffnen sich zum Friedhofsinnen mit 94 Schwibbögen, die von Säulen getragen werden und von einem durchgehenden Satteldach gedeckt sind. Zur Außenwelt hin sind die Arkaden komplett geschlossen.

Geheimnisvolle Wildnis

Durch ein schlichtes, eher schmales Tor betritt man den Camposanto. Der erste Eindruck: eine grüne Wildnis, ganz anders als in Pisa, denn auch auf der Innenfläche wurden – und werden wieder – Bestattungen vorgenommen. Um die Grabstätten wuchern Büsche und Sträucher. Ein aus der Zeit gefallener, geheimnisvoller Ort. Diesen Eindruck verstärkt der Zustand vieler Arkaden.

Im Gegensatz zum Camposanto in Pisa wartet auf die Restaurateure in Halle noch jede Menge Arbeit. Aber viel ist seit der Wende schon passiert. Der Friedhof liegt außerhalb der Stadt, weil die innerstädtischen Kirchhöfe allesamt geschlossen wurden. Und weil Albrecht von Brandenburg Halle zu seiner

Residenz machte und zahlreiche Bauvorhaben initiierte – auch den Stadtgottesacker. So wird der Friedhof bis heute genannt.

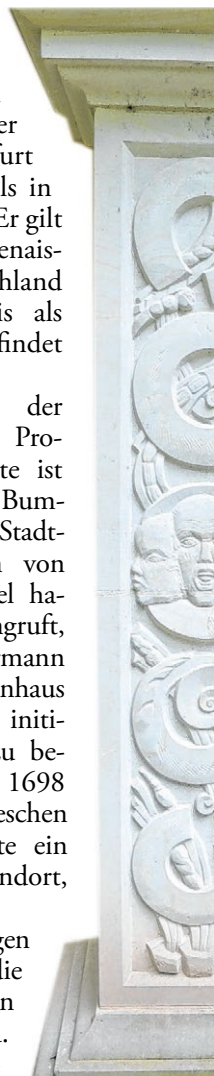
Geweiht wurde er 1529, die Arkadenreihen kamen ab 1557 hinzu. Baumeister war Nickel Hoffmann, der auch die Pläne für Rathäuser in Hof und Schweinfurt sowie Schloss Hartenfels in Torgau gezeichnet hat. Er gilt als derjenige, der die Renaissance in Mitteldeutschland einführte. Sein Bildnis als alter, bärtiger Mann findet man im Toreingang.

Schnell wurde der Stadtgottesacker zum Prominentenfriedhof. Heute ist der Spaziergang ein Bummel durch die reiche Stadtgeschichte. Die Eltern von Georg Friedrich Händel haben hier eine Arkadengruft, ebenso wie August Hermann Francke, der ein Waisenhaus und mehrere Schulen initiierte, um die Armut zu bekämpfen. Das Areal der 1698 gegründeten Franckeschen Stiftungen ist bis heute ein wichtiger Bildungsstandort, weit über Halle hinaus.

Beide Gruftanlagen waren die einzigen, die bereits zu DDR-Zeiten restauriert worden sind. Auch Friedrich Hoff-



▲ Der Renaissance-Friedhof mit seinen Arkadengräbern ist eine Seltenheit in Deutschland und wirkt wie aus der Zeit gefallen.



mann, Mediziner und Erfinder bekannter Arzneimittel, und der Naturforscher Johann Reinhold Forster haben im 18. Jahrhundert auf dem Stadtgottesacker ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Die Zeichen der Vergangenheit sind diesem Friedhof mehr als anderen eingeschrieben, die Botschaften des Aufbruchs aber auch. Nachdem die Anlage 1945 durch Bombentreffer verwüstet worden war und die Verantwortlichen in der DDR-Zeit Anderes im Sinn hatten, standen die Freunde des Stadtgottesackers nach der Wende vor einer Herausforderung.

Restaurierung notwendig

Vor diesem historischen Hintergrund erscheint der heutige Zustand in einem anderen Licht. Zwar verlangen vor allem die Barock-Epitaphe nach Restaurierungsmaßnahmen. Und viele Gitterschranken an den Arkaden scheinen eher auf Kostenerwägungen als auf ästhetischen Überlegungen zu beruhen. Doch auch die Zeichen der Veränderung sind sichtbar.

Angeführt von der 1990 gegründeten Bauhütte Stadtgottesacker und unterstützt durch zahlreiche Spenden und Fördermittel machte man sich daran, die Bausubstanz zu sichern. Die Bauhütte suchte schnell den Kontakt zur Kunst-Hochschule Burg Giebichenstein in Halle. Studenten sind seitdem damit beschäftigt, Schwibbögen zu rekonstruieren oder neu zu gestalten.

So findet man Familienwappen und Porträts, etwa von Christian Thomasius, einem Vorreiter der Aufklärung, christliche Symbole und Verse aus Altem und Neuem Testament – auch bereits in deutscher Sprache. Dazu immer wieder Rankornamente, Fantasiewesen und Memento-mori-Darstellungen. Jeder Grabbogen wurde indivi-

◀ Nach Jahren der Verwahrlosung zu DDR-Zeiten hatte die Bausubstanz an Arkaden und Säulen des Camposanto sehr gelitten. Studenten der Kunsthochschule Giebichenstein in Halle machten sich nach der Wende an notwendige Restaurierungen, Rekonstruktionen und Neugestaltungen, wovon etwa dieser Pfeiler zeugt.

Fotos: Traub



Früher war in jedem Arkadenbogen eine Familiengrabstätte. Später wurden sie zu Kolumbarien umgestaltet. Seit 2001 finden wieder Urnen-Beisetzungen statt.

duell gestaltet: Repräsentation über den Tod hinaus.

Skelett mit Smartphone

Moderne Reliefs wie ein Skelett, das ein Smartphone hält, sind hinzugekommen. Die heutigen Künstler haben sich von unterschiedlichen Themen beeinflussen lassen. Dazu gehören die Geschichte des Stadtgottesackers, seine Zerstörung und der Wiederaufbau, aber auch Heilpflanzen und Orthopädie, die vier Elemente und die Lebensalter, die anhand weiblicher Figuren dargestellt werden. Sichtbar Neues schaffen, das sich aber in das Architekturensemble einfügen muss, lautet die Aufgabenstellung bis heute.

Auch sonst hat sich einiges verändert. Lag in den Anfängen des Camposanto in jedem Arkadenbogen eine Familiengrabstätte, so sind einige mittlerweile zu Kolumbarien – Nischen zur Urnenaufbewahrung – umgestaltet worden. Seit 2001 finden wieder Urnen-Beisetzungen statt, auch auf dem Gräberfeld im Zentrum der Anlage.

Alle Grabstätten in den Arkaden, in denen auch ein Lapidarium – eine Sammlung von Skulpturen, Sarkophagen, Epitaphen, Meilensteinen und Grabsteinen – eingerichtet worden ist, sind im städtischen Besitz. Nutzungsrechte dafür werden nicht mehr vergeben. Schon seit 1825 besitzt der Stadtgottesacker auch eine Kapelle. Dafür wurden zwei Arkaden umgebaut.

In der Kombination von Denkmal, in dessen Erhalt noch investiert werden muss, und beliebter Begräbnisstätte scheint der Stadtgottesacker in Halle eine Perspektive für die Zukunft gefunden zu haben. Als Sehenswürdigkeit ist er jedenfalls in der Stadt ausgeschildert. Ulrich Traub



▲ ▼ Moderne Motive fügen sich nahtlos ins Antlitz des Friedhofs. Mit dem Tod, der ein Smartphone in der Hand hält, ziert eine zeitgenössische Darstellung einen restaurierten Arkadenbogen. Erhaltungsmaßnahmen verlangen vor allem die Barock-Epitaphe im unteren Bild.



Zu freudigen Anlässen gehören süße Speisen dazu. Eine Hochzeit ohne Torte und eine Fasnacht ohne Kuchle (Foto unten) wären kaum vorstellbar.

Fotos: SplitShire/Pixabay, Wolfgang Eckert/Pixabay



DEM VOLK AUFS MAUL GESCHAUT

Gute Zeiten, süße Zeichen

Ein Blick in die Geschichte von Speisen und Getränken erklärt so manche Redensart

Von Kuchen, Schinken und Bierfässern: Nachdem es in der letzten Ausgabe unserer Zeitung um Redensarten rund um das Brot ging, spannt Autorin Irene Krauß dieses Mal den Bogen weiter, wenn es wieder heißt: dem Volk aufs Maul geschaut.

Etwas Süßes braucht der Mensch. Süße Zeiten und süße Sachen gehör(t)en eben zusammen! Noch bis in die neuere Zeit hieß es in Nordböhmen beziehungsweise: „Wo keine Kuchen sind, da ist auch keine Kirmes.“ Auch die Fortsetzung des schwäbisch-alemannischen Kinderreims „Luschtig isch de Fasnacht, wenn mei Mueder Kuchli bacht“ ist auf das süße Wohl bedacht, nämlich: „Wenn sie aber koane bacht, noh pfeif i' auf de Fasnacht.“ Kuchen und Feingebäcke sind also mit der Vorstellung von vergnüglichen Festen, von Sonn- und Feiertagen verbunden.

Aber auch wichtige Lebensabschnitte werden vielfach mit Süßem begleitet. Wer würde schon eine Hochzeit ohne eine mehr oder we-

niger zuckersüße Hochzeitstorte feiern! Wenn schon der Alltag im wahrsten Sinne des Wortes „sauer“, also arbeitsreich und gleichförmig verläuft, so wünscht(e) man sich Feste fröhlich und üppig – eben ganz einfach süß!

Auch traurige Ereignisse vertragen offenbar etwas Süßes. Denn wie sonst könnte der Schriftsteller Georg Hermann (1871 bis 1943)



seine Romangestalt Onkel Eli, einen wahren Kuchenliebhaber, im Roman „Jettchen Gebert“ (1906) schwärmen lassen: „Mürbekuchen kann man noch essen, wenn der Leichenwagen schon vor der Tür steht.“ Das will wohl heißen: Gute Zeiten verlang(t)en süße Zeichen!

Und schlechte Zeiten eben einen süßen Trost!

Allerdings galten Kuchen und überhaupt Süßes vielfach auch bis ins 20. Jahrhundert als unnötiger Luxus und wurden, sofern es die Mittel überhaupt erlaubten, nur an besonderen Tagen gebacken. „Wer Brot hat“, so lautete nicht umsonst ein weitverbreitetes Sprichwort aus Preußen, „soll nicht nach Kuchen schreien.“ Konfekt, Kuchen und Torten trennten in der Vergangenheit demnach gesellschaftliche Gruppen und signalisierten herrschaftlichen Reichtum oder häuslichen Wohlstand auf der einen Seite und Armut auf der anderen. Für viele war das Leben eben „kein Zuckerschlecken“.

Auch Fleisch und Wurstwaren gehören seit jeher zur Lebenswirklichkeit der Menschen, was sich allein daran zeigt, dass sie vielfach Eingang in die Sprache gefunden haben. So kennt man den Begriff der „Salamitechnik“, wenn man ausdrücken

möchte, dass – beispielsweise in der Politik und der Diplomatie – wichtige Informationen nur scheinbar, also nach und nach und eher zögerlich an die Öffentlichkeit weitergegeben werden. Und im Wirtschaftsenglisch spricht man gerne von einer „salami-attack“, wenn geschäftliche Pläne schrittweise in die Tat umgesetzt werden sollen.

„Es geht um die Wurst“

Überhaupt ist Rohschinken eine feste kulinarische Größe, die schon der deutsche Lyriker Konrad von Würzburg (nach 1220 bis 1287) vor knapp 800 Jahren salopp mit den Worten umschrieb: „Mit der Wurst nach dem Schinken werfen.“ Konkret werden damit durchaus qualitative beziehungsweise kulinarische Unterschiede angesprochen. Denn in der oben genannten Redensart vergleicht man die einfache Wurst mit dem wertvollen Schinken, was im übertragenen Sinne bedeutet, dass man mit einem bescheidenen Einsatz eine hohe Prämie zu erhalten sucht.

Und noch ein letztes Beispiel: Als Lohn für vorbildliches Engage-

ment, zumindest bei Wettkämpfen, waren in früheren Jahrhunderten keineswegs Millionengewinne zu erwarten, sondern es „ging um die Wurst“. In der Tat – eine Wurst stellte in vergangenen Jahrhunderten einen durchaus erstrebenswerten Preis dar und das galt in Zeiten der Not natürlich in besonderem Maße: „Früher war mir alles Wurst, jetzt ist mir Wurst alles.“

Nicht nur Wurst und Fleisch, sondern gleich das ganze Tier wird umgangssprachlich in Erinnerung gerufen, etwa mit dem Ausruf „Das geht auf keine Kuhhaut“. Bereits im frühen 13. Jahrhundert gibt es dafür Belege. Damals war es üblich, auf Pergament zu schreiben, bestehend aus der Haut von Schafen, Ziegen, Kälbern und eben auch Kühen. Ein Stück Pergament von einer Kuh konnte besonders groß sein, ergibt ein ausgewachsenes Tier doch rund vier Quadratmeter Kuhhaut.

Die Menschen im Mittelalter glaubten nun, dass im Verlauf ihres Lebens all ihre Sünden vom Teufel persönlich aufgeschrieben würden, um sie ihnen am Tag des jüngsten Gerichtes vorzuhalten. Hatte jemand so viele große und kleine Sünden zu beichten, dass sie nicht einmal auf eine Kuhhaut passten, so war das schier unfassbar.

Fasnacht und Fastenzeit

Ein wichtiges Thema volkstümlicher Redensarten vergangener Jahrhunderte war der krasse Gegensatz zwischen dem ohnehin bescheidenen Fleischgenuss im Alltag und der vorösterlichen Fastenzeit mit dem verlangten Fleischverzicht. Bevor also die alltäglichen Speisegewohnheiten derart radikal beschnitten wurden, empfahl sich in den Fastnachtstagen noch einmal der Genuss von deftigen Würsten und fettem Fleisch. Denn Fettes zu essen war früher gleichbedeutend mit gutem und üppigem Essen.

Volkstümliche Redensarten aus dem schwäbisch-alemannischen Raum wie der sehnsüchtige Seufzer „wenn nur Fasnacht in meiner Küche ist“ oder die gern gehörte Aufforderung „an der Fasnacht soll man so oft essen, wie der Hund mit dem Schwanz wedelt“ lassen erkennen, dass die Fastnachtstage neben Ostern und Weihnachten eine Zeit des lebensfrohen und genussfreudigen Tafelns darstellten.

Allerdings machen so manche Ausrufe deutlich, dass dem einen oder anderen Fastenden vor allem Alkohol und Fleisch in der vermeintlichen Fastenzeit nicht aus dem Sinn gingen: „Jetzt kann das Fasten kommen, die Fässer sind alle voll“ soll der Abt von Murbach einst gemurmelt haben. Historisch be-

legt sind solche Anekdoten freilich nicht.

„Heute back' ich, morgen brau' ich ...“, ist ein wunderbar eindeutiger Satz, der den Stellenwert von Bier im Rahmen der Ernährungsgewohnheiten früherer Jahrhunderte und seine historische Nähe zum Grundnahrungsmittel Brot verdeutlicht. Dieser Spruch aus dem Märchen „Rumpelstilzchen“ der Brüder Grimm Mitte des 19. Jahrhunderts spiegelt eine jahrhundertlange Praxis der ländlichen Selbstversorger wider: Nach dem Backtag wurde an derselben Feuerstelle gebräut, da die durch den Backprozess freigesetzten Hefen für den Gärungsprozess der Bierherstellung genutzt wurden.

Saures Bier

Kein Wunder, dass diese Alltagsarbeiten in Sprichwörtern eingebaut sind: „Wen nit backt un braut, den mesroth ock necks“ (Niederrhein). Im übertragenen Sinne war damit gemeint: Wer die Gefahren des Alltags meidet, dem kann auch nichts passieren. Vor allem die Verarbeitung der Hefe blieb immer eine heikle Aufgabe, da durch gleichzeitig wirkende Säurebakterien Essigsäure entstehen konnte, die einen Brotteig erst gar nicht aufgehen ließen oder das sprichwörtliche „saure Bier“ zur Folge hatten.

Eigentlich drängt sich uns Heutigen diese Verbindung zwischen Brot und Bier nicht vorschnell auf, sieht man einmal von einer bekannten volkstümlichen Redensart ab – „Bier ist flüssig Brot“, was in Berlin kurz und bündig mit den umgangssprachlichen Worten übersetzt wird: „Bier is ooch Stulle“. Die dahinterstehende Botschaft ist eindeutig, denn abgesehen vom Hopfen bilden

Wasser, zerkleinertes Getreide und Hefe die Grundlage für feste Brot- nahrung wie auch für Bier.

Fässer ohne Boden

„Das schlägt dem Faß den Boden aus“, ist bis heute sprichwörtlicher Ausdruck für größte Fassungslosigkeit und Empörung. Der geschichtliche Hintergrund? Bier war lange Zeit das Volksgetränk schlechthin und konnte somit auch schnell zum Auslöser von Konflikten werden. Weil früher in beinahe jeder Stadt Bier gebräut und ausgeschenkt wurde, wachte man sorgsam über den Ruf seines Bieres. Bierimporte aus anderen Städten versuchten die städtischen Behörden zu unterbinden, und so konnte unerlaubt eingeführten Bierfässern mit der Axt schon einmal der Fassboden ausgeschlagen werden.

Das freie reichsstädtische Dortmund beispielsweise, das sein Bier im späten Mittelalter nach Münster,

Bielefeld und Minden lieferte, hatte es einst schwer, denn die jeweiligen Städte versuchten ihre Brauer vor der unerwünschten Konkurrenz zu schützen. Scharfschützen sollen Löcher in die Holzfässer auf den Dortmunder Bierwägen geschossen haben, worauf die Dortmunder mit Vergeltungsaktionen antworteten. Ob es tatsächlich derart rücksichtslos zugegangen ist, sei dahingestellt. Die Entrüstung jedenfalls war groß.

Vom „Zapfenstreich“

In der strengen Bauordnung von Berlin aus dem Jahre 1577 wurde festgelegt, dass abends ab neun, wenn der Trommler durch die Stadt ging, kein Bier mehr ausgeschenkt werden durfte. Amtsdienner kamen in jede Wirtschaft und machten auf dem Zapfhahn einen Kreidestrich, so dass der Zapfhahn danach nicht mehr unbemerkt geöffnet werden konnte. Dieser Strich auf dem Zapfen war der „Zapfenstreich“. Später nannte man auch das abendliche Trommeln den „Zapfenstreich“. Und so ging dieses Wort in den militärischen Sprachgebrauch über.

Irene Krauß

◀ Brot und Bier gehören zusammen. Nicht nur bei einer Brotzeit, sondern auch bei der Herstellung: Nach dem Backen wurde früher an derselben Feuerstelle gebräut.

Foto: Frank Bittner/pixabay



45 „Wir? Was meinst du damit?“ „Na, deine Familie hat ihr Grab auf dem Irzinger Dorffriedhof. Alle aus der Familie gehen zu Allerheiligen hin, was machen wir beide?“

„Willst du da hin?“, fragte er erstaunt. „Es geht nicht darum, ob ich das will. Oma und Opa nehmen es vielleicht übel, wenn wir nicht kommen ...“ „Na schön, wenn du meinst ...“ „Wenn ich meine! Du machst es dir ganz schön einfach. Manchmal wäre es sehr gut zu wissen, was du meinst oder möchtest oder dir wünschst.“

Er lächelte mit geschlossenen Augen, bettete seinen Kopf in ihren Schoß, dehnte sich wohligh in der Herbstsonne. „Ich wünsche mir nichts. Ich bin wunschlos glücklich.“ „Das glaube ich dir nicht, Toni!“, sagte Lotte ernst. Er blinzelte zu ihr hinauf. „Wieso? Wir haben doch alles, was wir brauchen.“ „Ja. Aber du hast nicht alles, was du gern hättest, nicht wahr?“

In diesem Moment stolperte die kleine Ursula und fiel hin. Noch bevor sie anfangen konnte zu weinen, war Toni bei ihr, hob sie auf, tröstete sie, spielte mit ihr. Aber bald fand Ursula die anderen Kinder wieder interessanter. Toni setzte sich wieder zu Lotte.

„Der Hof. Er bedeutet dir unglaublich viel, nicht wahr?“, nahm sie das Thema erneut auf. Er zuckte die Schultern. „Du siehst doch, es geht auch so.“ „Sei doch mal ehrlich, Toni. Du wünschst dir in Wirklichkeit nichts mehr, als der Jungbauer auf dem Dallerhof zu sein, wie früher, oder?“

„Was soll's! Es hat eben nicht sollen sein.“ „Aber meinst du nicht, deine Eltern würden dich gerne wieder haben, nachdem Robert abgesprungen ist?“ Toni lachte bitter auf. „Bis jetzt haben sie nichts dergleichen verlauten lassen. Und ich komme nicht bei ihnen angekrochen. Und überhaupt, was ist mit dir? Ohne dich geh' ich nirgends hin, das ist dir hoffentlich klar, oder?“ „Ja.“ Lotte lächelte ihn zärtlich an. „Deshalb möchte ich, dass du weißt: Unter gewissen Umständen könnte ich mich damit abfinden, die Frau eines Bauern zu sein.“

„Aha?!“ „Ja. Es war in mancher Beziehung sehr schön, draußen auf dem Hof zu leben. In der Natur, an Wiesen und Wäldern und mit einem großen Garten, wo man sich jederzeit frisches Gemüse und Obst holen kann ... Obwohl, als ich den ersten Kohlrabi aus dem Garten genommen hab, bin ich von deiner Mutter verwarnt worden. In dem Beet wären auch zwei gesprungene, die müsste man zuerst verbrauchen. Und die Äpfel im Herbst – ich esse



Lotte weiß inzwischen genau, wieviel Toni der elterliche Hof und ein Leben als Bauer bedeutet. Sie denkt lange darüber nach, wie sich seine Wünsche und ihre eigenen Vorstellungen von einem glücklichen Leben verbinden lassen könnten. Bei einem Ausflug ergreift sie die Gelegenheit und spricht das schwierige Thema an.

doch so gern saure Äpfel. Aber ich durfte immer nur das Fallobst nehmen, wehe mir, ich hab' mir einen vom Baum gepflückt!“ Lotte schüttelte den Kopf. „Verrückt eigentlich! Was meinst du, ob deine Mutter sich jemals traut, einen wirklich schönen, einwandfreien Apfel zu essen?“

„Es ist halt ihre sparsame Art. Die schönen Äpfel halten noch.“ Lotte schüttelte den Kopf. „Aber wie auch immer: Unter gewissen Bedingungen könnten wir zurückgehen. Erstens: Ich bleibe bei meinem Beruf und helfe auf dem Hof nur, wenn es unbedingt notwendig ist. Zweitens möchte ich auf gar keinen Fall mehr mit deinen Eltern zusammenleben.“

„Wie stellst du dir das vor?“ „Es gibt so viele junge Bauernfamilien, die auf den Höfen ihre eigene Wohnung haben, warum soll das bei euch nicht möglich sein? Ich hoffe, deine Eltern denken inzwischen anders darüber. Und unsere Wohnung sollte möglichst nicht direkt in oder neben dem vorhandenen Wohnhaus ausgebaut werden.“ „Hm. Über den alten Garagen? Mit einer Terrasse nach hinten hinaus, wo man völlig ungestört wäre und sogar einen eigenen Garten anlegen könnte?“, schlug Toni vor.

„Ach! Du hast also auch darüber nachgedacht, oder?“ „Ja, schon“, gab er unwirsch zu. „Aber was nützt es. Ich werde mich nicht anbieten bei den Eltern. Sie müssten zu mir kommen und das passiert garantiert nie!“ „Das glaube ich allerdings auch“, stimmte Lotte zu. Aber ich weiß, wer nur allzu gern

den Vermittler spielen wird, dachte sie bei sich. Denn dass sie selber bei den Schwiegereltern vorstellig werden sollte, das wäre – bei aller Liebe zu Toni – dann doch zu viel verlangt, fand sie. Also rief sie zum Wochenanfang Oma an und bat sie, am Mittwoch Nachmittag zu ihr zu kommen. Es gäbe wirklich Wichtiges zu besprechen.

Oma erschien überpünktlich mit neugierig blinkenden Augen. Sie musste sich gedulden, bis Lottes Mutter zur Arbeit gegangen war und Ursula ihren Nachmittagschlaf hielt. Dann saßen sich Lotte und Oma am Küchentisch gegenüber.

„Oma danke, dass du gekommen bist. Ich glaube, du kannst dir denken, worüber ich mit dir reden muss. Erst einmal würde mich interessieren: Sag, wollen die Schwiegereltern eigentlich, dass der Toni zurückgeht auf den Hof?“

„Aber Lotte, selbstverständlich. Sie hoffen tagtäglich darauf, dass er sich besinnt.“ „Haben sie das gesagt?“ „Öfters. Und was glaubst du, wie sie den Toni gelobt haben, seit der Robert versucht hat, ihn zu ersetzen. Der arme Kerl hatte nichts zu lachen, nichts hat er recht machen können und sich ständig anhören müssen, dass der Toni alles viel besser gekonnt hat. Richtig Leid hat er mir manchmal getan, der arme Robert. Einmal“, in Omas Augen blitzte es, „hat ihm die Mam wörtlich vorgehalten: Das kann ja sogar die Lotte noch besser als du!“

Oma überlief eine leichte Röte, als ihr die Zweischneidigkeit dieser Bemerkung bewusst wurde. Sie

fuhr schnell fort: „Und weißt du, was sie den Leuten im Dorf erzählen? So quasi, dass der Toni die Aushilfsjobs als Betriebshelfer und jetzt als Gärtner deshalb macht, damit er was dazulernt. Weil man als Bauer heutzutage gar nicht genug Wissen und Erfahrungen haben kann, damit man durchkommt.“ Oma nickte bekräftigend. „Kein Wort davon, dass es je einen Streit gegeben hätte.“

„Ach, glauben das denn die Leute im Dorf?“ „So ganz wohl nicht. Die Babette hat sicher einiges von unseren Problemen mitgekriegt und weitererzählt. Aber immerhin, offiziell ist alles in Ordnung. Die Babette hat erst kürzlich einmal den Robert als Juniorbauern tituliert, da hättest du die Mam hören sollen: Wir haben Glück, hat sie gesagt, bei uns interessieren sich beide Buben für die Landwirtschaft.“

„Hm.“ Lotte überlegte stirnrunzelnd. „Gut. Sie wollen den Toni also wiederhaben. Der Toni will den Hof auch, aber Oma, das Problem ist: Keiner will den ersten Schritt zur Versöhnung tun. Und außerdem gibt es da ein paar Bedingungen, damit wir wieder zurückkommen.“

Lotte erläuterte sie und fügte am Ende hinzu: „Oma, ich habe gehofft, du würdest das an die Schwiegereltern vermitteln?“ Sie blickte die alte Frau bittend an. Die Oma antwortete eifrig: „Aber natürlich, Lotte. Ich werde es ihnen schon klar machen. Ich könnte nicht in Frieden sterben, wenn die Sache mit dem Toni und der Hofnachfolge nicht geregelt wäre.“ „Oma“, fragte Lotte besorgt, „Geht's dir nicht gut?“

„Mir geht's gut, seit heute geht's mir noch viel besser. Aber in meinen Jahren denkt man halt auch öfters ans Abtreten. Und da will ich vorher schon noch erleben, dass es ordentlich weitergeht mit unserem Hof.“ Sie drückte kräftig Lottes Hände. „Du kannst dich auf mich verlassen, Lotte, ich werde die Sache ganz diplomatisch angehen und in Ordnung bringen. Wir zwei halten fest zusammen und zeigen den Dickschädeln den rechten Weg, dann renkt sich alles wieder ein.“ Sie hielten sich an den Händen und lächelten sich verschwörerisch zu.

► Fortsetzung folgt

Andrea Sommerer:
Große Liebe
im Gegenwind

© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54274-9



LEBENDE UND TOTE BEGEGNEN EINANDER

„Was wir sind, werdet ihr sein“

Badenweilers Pauluskirche führt menschliche Vergänglichkeit bildhaft vor Augen



◀ Kunstgeschichtler datieren den Badenweiler Bilderbogen auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Damit gehört er zu den ältesten Darstellungen der Legende von den drei Toten und den drei Lebenden.

Fotos: Schenk

Große Touristenattraktionen sind sie nicht, die Wandmalereien in der heute evangelischen Pauluskirche Badenweilers. Kunst- und kulturgeschichtlich aber rangieren sie ganz weit oben: die Darstellungen der drei Toten neben den drei Lebenden. Unter Fachleuten gelten sie als eine der ersten visuellen Interpretationen einer Legende, die schon im Mittelalter die Menschen faszinierte und in den Totentanzdarstellungen schließlich Millionen beeindruckte.

Nackte Schädel tragen die drei Skelette zur Linken, Kronen die drei Herren zur Rechten. Es ist die Begegnung von Tod und Leben. Eine

existentielle Botschaft, die Arm und Reich vereint, Junge und Alte, Männer und Frauen. Eine Botschaft auch, die an Badenweilers Kirchenwand bis heute auf die Vergänglichkeit alles Irdischen verweist: auf die Sterblichkeit und die Nichtigkeit des Seins.

Die Bilder wurzeln in einer aus dem Orient stammenden Legende, die in Europa nach der ersten Jahrtausendwende immer populärer und mehr und mehr poetisch ausgemalt wurde. Ursprünglich erzählte sie von drei zur Jagd reitenden Königinnen, die im Wald auf drei Särge mit halb verwesenen Leichen treffen. Es sind ihre Väter, die sich schließlich mit den Worten „quod fuimus estis, quod sumus eritis“ („Was wir waren, seid ihr, was wir sind, werdet ihr sein“) zu erkennen geben. Eine eindrucksvolle Geschichte war das, die fast überall in der zivilisierten Welt Gehör fand.

Mit der Legende hatten die Toten zur Sprache gefunden, so dass es nur eine Frage der Zeit war, bis die literarischen Erzählungen auch bildlich Gestalt annehmen sollten. Zunächst auf Grabinschriften wie für den Kirchenlehrer Petrus Damiani (um 1007 bis 1072), der die Texte als Mahnung an die Lebenden selbst in Auftrag gab: „Was du bist, das war ich; was ich bin, das wirst du sein; bitte, denk an mich.“

Auch auf Holzschnitten tauchten die Botschaften auf – und auf Bildern an Kirchenwänden und Friedhofsmauern. Meist erschienen die Lebenden in Gestalt von Königinnen und Adligen, aber auch als Jüngling, Erwachsener und Greis.

So wie in Badenweiler, dessen Bilder beide Motive miteinander zu vereinen scheinen. Dort treffen drei offensichtlich modisch gekleidete Edelleute auf der Jagd mit dem Falken auf die als Gerippe dargestellten Toten. Der Greis ist den Toten am nächsten, der Jüngling mit dem Jagdvogel auf der Hand am weitesten entfernt.

Botschaft der Toten

Alle drei Toten haben eine Botschaft, versteckt in den heute nur schwer zu lesenden Spruchbändern. „Was erschrik du ab mir“, verheißt einer, „der wir sind, das werdet ir.“ Ein anderer beklagt, dass die Würmer schon an seinem Bein nagen. Und der Dritte verheißt den Lebenden, dass die Welt voller Bosheit stecke.

Das waren verständliche Botschaften, auch für jene, die nicht lesen konnten und sie nur vom Hörensagen kannten. Sie machten klar:

Alle Menschen müssen sterben, gleich ob reich oder arm. Kunstgeschichtler datieren die Badenweiler Bilderbotschaft in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Das heißt, dass sie zu den ältesten Darstellungen der „Legende von den drei Toten und den drei Lebenden“ gehören.

Ursprünglich schmückten die Fresken den 1892 niedergelegten Vorgängerbau der heutigen Pauluskirche, die auf den Fundamenten eines römischen Tempels steht und vor der Reformation eine Peter- und Pauluskirche war. Angeblich fanden der badische Großherzog und die Kurgäste das alte Gotteshaus nicht mehr fein genug. Ein Münchner Fachmann löste die Bilder von der Wand und übertrug sie auf Gipsplatten.

Günter Schenk

Information:

Die evangelische Pauluskirche Badenweiler findet sich in der Kaiserstraße 8. Infotelefon: 07632/387.

Hinweis

Weitere Darstellungen der Legende von den drei Toten und den drei Lebenden finden sich unter anderem in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt im bayrischen Cham, in der Jodokuskirche in Überlingen und in der Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt in Eriskirch am Bodensee. Waren die Toten auf den ersten Darstellungen meist noch steif und ungenau, fingen sie im Lauf der Zeit zu tanzen an – getreu dem Volksglauben, dass nächstens die Seelen der Toten auf den Friedhöfen tanzen. Als Spielmann mit allerlei Instrumenten spielte der Tod zum letzten Tanz auf. So entstanden schließlich die Bilder vom Totentanz, die man beispielsweise von der Kapelle im oberpfälzischen Wondreb kennt.

▶ Bereits 774 wird eine christliche Kirche in Badenweiler erwähnt.

Nach zahlreichen An- und Umbauten entstand die heutige Form erst Ende des 19. Jahrhunderts. Die Fresken aus dem 14.

Jahrhundert wurden auf Gipsplatten übertragen und mehr schlecht als recht konserviert.



Für Kinderfragen aufgeschlossen

Autorin Christine Schniedermann rät in Sachen Glaubenserziehung zu Weitherzigkeit

Wollen Kinder noch etwas über den Glauben wissen, etwas über Gott, Jesus und die christlichen Feste erfahren? Die Journalistin Christine Schniedermann, Mutter zweier Kinder, gibt in einem Buch Anregungen, wie man den Kleinen – etwa durch Rituale und Traditionen – in der Familie den Glauben vermitteln kann. Im Interview erzählt sie von ihren eigenen Erfahrungen mit der religiösen Erziehung.

Frau Schniedermann, was hat Sie bewogen, dieses Buch zu schreiben?

Schon lange hatte ich regelmäßig eine Familienkolumne für die Kirchenzeitung des Bistums Münster geschrieben. In den Texten habe ich Situationen im Gottesdienst beschrieben oder was die Kinder im Advent toll finden. Auf der Frankfurter Buchmesse gab es einen Kontakt zum Verlag und wir haben anschließend gemeinsam die Buchidee entwickelt.

Mir ist bei der Beschäftigung mit dem Thema aufgefallen, dass ich mehr hinterfrage, und Dinge, die ich von klein auf mitbekommen habe, haben sich mir sogar erst im Erwachsenenalter erschlossen. Vieles wurde als gegeben hingenommen. Und der Erkenntnisgewinn für mich war der, dass ich, wie ich Kirche und Glauben in meiner Kindheit erlebt habe, es teilweise nicht mehr zeitgemäß fand. Mir ist es wichtig, in meiner Familie an vielen Stellen im Alltag den Glauben einzubauen und zu thematisieren.

Was hat sich im Vergleich zu früher verändert?

Es ist heutzutage nicht mehr alles so in Stein gemeißelt. Wir haben immer versucht, mit unseren Kindern offen zu sprechen. Für mich schließen sich Wissenschaft und Glaube nicht aus. Schon von Berufs wegen stütze ich mich als Journalistin auf Fakten. Aber ich finde trotzdem, dass man die Idee haben kann, dass es irgendwas darüber gibt, in meiner Wahrnehmung ist es da. Nicht beweisbar, aber es ist da. Ebensowenig können wir beweisen, dass es das nicht gibt. Darum sage ich meinen Kindern: Ich glaube, dass es Gott gibt. Ich weiß es aber nicht.

Glaubensvermittlung also auf Augenhöhe ...?

Damit macht man Kindern nichts vor. Dieses Vermenschlichen eines Gottes, der einem womöglich noch



▲ Manche Kinder wünschen sich, am Sonntag in den Gottesdienst zu gehen, „weil das so besonders schön sei“. Foto: KNA

ein schlechtes Gewissen macht, wie eine Großtante mal zu mir meinte: „Wenn du jetzt nicht zur Kirche gehst, dann ist der liebe Gott sauer auf dich“, passt für mich nicht.

Meine Kinder überlegen sich selbst, wie sie Gott sehen und wie der sein kann. Meine Tochter fragt sich, kann Gott auch eine Frau sein? Oder wie kann ich ihn mir vorstellen? Solche Fragen finde ich völlig zulässig.

Das Buch lebt vom Persönlichen, denn es gibt viele Einblicke in Ihren Familienalltag ...

Ja, ich habe viel aus eigenem Erleben – auch mit Erstkommunionkindern – mit eingebracht. Zudem unterhält man sich mit anderen Eltern und merkt, dass man nicht mit jedem Thema alleine ist. Ich kenne viele Familien mit unterschiedlichen Konfessionen oder Nichtgetauften – wie bei uns. Das hat mir gezeigt, es ist nicht mehr so wie früher, sondern viel diverser geworden. Im Freundeskreis tauchte auch die Frage auf: „Wie hast du denn das beigebracht bekommen? So wie bei mir früher möchte ich es eigentlich nicht machen, ich weiß aber auch nicht so richtig, wie.“

Was ist Ihrer Meinung nach die größte Herausforderung dabei, Kindern den Glauben zu vermitteln?

Ich denke, es ist die Balance zu finden zwischen zu viel und zu wenig. Wenn ich im Alltag auf ein Thema stoße und mit den Kindern darüber spreche, frage ich mich, ob ich sie daran erinnern soll, dass es eine Bibelgeschichte dazu gibt, wo dieses Problem auch schon Thema war. Hilft das weiter, es im Alltag einzuflechten, festigt es die Idee des christlichen Glaubens bei meinen Kindern oder kommt irgendwann der Überdruß?

Ich habe mich lange schwer getan mit dem Gang zur Kirche. Denn auch das ist eine Gratwanderung. Wie oft gehe ich zur Kirche? Und wann ist es zu viel? Früher, als ich Kind war, sind wir jeden Sonntag zur Kirche gegangen, da gab es keine Diskussion. Heute muss ich mich damit auseinandersetzen, wenn ich es anders machen möchte. Und das ist wohl die größte Herausforderung in dieser Zeit, wenn ich Kindern etwas vom Glauben, der Bibel und von Jesus mitgeben möchte.

Wie wichtig ist die Vermittlung christlicher Werte heute?

Es ist wie mit allen Dingen; natürlich möchte ich Kinder haben, die helfen, wenn es einem Mitschüler nicht gut geht, die im Sport fair unterwegs sind. Und natürlich ver suche ich, darauf hinzuwirken.

Gleichzeitig ist es völlig menschlich, dass das mal nicht gelingt. Jeder von uns ist mal unfair, schlecht gelaunt oder handelt falsch. Gefühle und Reaktionen sind normal im Leben. Darum finde ich persönlich die Nacht vor Karfreitag sehr tröstlich, wo deutlich wird, dass Jesus große Angst hatte und dass Gefühle menschlich sind und man schwach sein darf.

Wenn man zu sehr nach Perfektion strebt – die in unserer Zeit ja ohnehin sehr prägend ist – stresst es ungemein. Man will für die Kinder vieles richtig machen: super Plätzchen backen, tolle Laternen basteln, schöne Adventskalender haben. Und wird vor lauter Stress ungeduldig. Da hilft es, sich abzugrenzen und zu lernen: Es muss nicht alles perfekt sein. Aus dem christlichen Glauben heraus gibt es die Idee für ein nächstes Mal: du darfst versuchen, Dinge besser zu machen. Das finde ich extrem tröstlich und dies den Kindern mitzugeben, finde ich wichtig.

Was sollten Kinder aus ihrer christlichen Prägung fürs Leben mitnehmen?

Halt spüren in etwas – das wünsche ich ihnen. Mir hat die Vesper im Kloster im münsterländischen Gerleve immer viel Kraft gegeben und Gefühle der Geborgenheit hervorgerufen. Das sind Situationen,

in denen ich mich einfach wohl fühle und wenn ich meinen Kindern solche Dinge zeigen könnte, ihnen verständlich machen kann, nachzuspüren, was mir Kraft gegeben hat, das fände ich sehr schön.

Im Buch gehen Sie inhaltlich dem Jahr im Kirchenkreis nach – Weihnachten sticht dort heraus.

Ja, denn Weihnachten ist für Kinder natürlich ein großartiges Fest. Auch die Vorfremde, die Adventszeit, ist sehr schön. Da passiert in Kita und Schule sehr viel. Zudem ist die Weihnachtsgeschichte wunderschön! Ein Kind als Gottes Sohn kommt zur Welt. Doch er kommt nicht im Palast zur Welt, sondern in einem ärmlichen Stall – das ist ein starkes Symbol. Die schöne Weihnachtsgeschichte und die wohlige Atmosphäre mit vielen Kerzen oder warmem Kakao kann man sehr schön mit Kindern zelebrieren.

Ich finde, die Advents- und die Weihnachtszeit sind wunderschöne Zeiten, in denen man Kindern je nach Alter die unterschiedlichsten Dinge mitgeben kann. Jesus ist das Licht der Welt, das an Weihnachten in die Welt kommt und den Menschen das Gute, die Hoffnung, das Licht bringt.

Tatsächlich hat sich meine Tochter vor Jahren von sich aus gewünscht, dass sie an jedem Sonntag im Advent in die Kirche gehen möchte, weil das so besonders schön sei. Das war kein Zwang von uns, das kam aus ihr.

Nicht selten haben wir zu wenig Zeit im Advent. Auch das beschreiben Sie sehr anschaulich.

Es ist eine ganz zauberhafte Zeit, die Kinder intensiv wahrnehmen. Da sollten wir Erwachsene den Stress rausnehmen. Sonst geht der Zauber verloren. Und dieser eine Advent, den ich im Buch beschreibe, war exakt so: Alles war zu viel, alle waren genervt und unzu-

frieden, und das eigentlich Schöne kam überhaupt nicht mehr vor. Ein klarer Appell: weniger Druck! Dann gibt es eine Runde Plätzchenbacken weniger oder es werden mal keine Weihnachtskarten geschrieben – ich finde das nicht dramatisch.

Wann sollte besonderer Wert auf Glaube im Alltag gelegt werden?

Bestimmte Dinge sollte man vor der Pubertät „geschafft“ haben. Weil natürlich die Pubertät dafür da ist, dass Kinder sich abnabeln. Sie hinterfragen, sind „dagegen“, wollen sich ausprobieren. Ich glaube, wenn wir vor der Pubertät bestimmte Themen positiv weitergeben, die uns Eltern wichtig sind, kommt das später vielleicht wieder.

Zwang und Druck würde ich rausnehmen. Nur zur Kirche zu gehen, um es abzuhaken, so wie ich es als Teenager teilweise gemacht habe, das möchte ich für meine Kinder nicht. Mehr bleibt wahrscheinlich hängen, wenn es so wie bei meiner Tochter läuft – eben aus einem eigenen Impuls heraus zu wollen.

Ihr Fazit?

Die Arbeit am Buch hat mich dazu gebracht, dass ich nun selber wieder verstärkt den Fragen nach dem Sinn des Lebens auf den Grund gehe. Vielleicht hat das auch mit der Mitte des Lebens zu tun – ich glaube, dass sich Frauen ab 40 andere Fragen stellen, und lustigerweise fiel das nun mit dem Buch und den Gedanken über Gott und Glaube zusammen.

Mich hat die Arbeit stärker dahin gebracht, mir selbst diese Fragen zu stellen. Um meinen Kindern mögliche Antworten geben zu können. Oder auch nicht ... Wir werden sehen. *Interview: Judith Bornemann*

Information:

ICH WÜRDE JESUS MEINEN HAMSTER ZEIGEN – Aus dem Glaubensalltag mit unseren Kindern, Herder, ISBN 978-3-451-03289-9, 16 Euro.

Buchautorin Christine Schniedermann.

Foto: privat



„Eine Sache des Vertrauens“

Verbände stellen religiöses Buch des Monats November vor

Die beiden katholischen Bücherverbände in Deutschland, der Michaelsbund und der Borromäusverein, wählen seit dem Jahr 2000 das „religiöse Buch des Monats“. Anliegen der Auszeichnung ist es, Bücher zum Thema Religion und Glauben vorzustellen und bekannter zu machen. Für November wurde das Buch „Eine Sache des Vertrauens“ von Nils Petrat ausgewählt.

„Glauben Sie das wirklich?“ – Diese Frage wird dem Paderborner Hochschuleseelsorger und Dompfarrer oft gestellt. Darin kommen sowohl Skepsis wie auch eine Sehnsucht der Menschen zum Ausdruck. Nils Petrat ist überzeugt: „Es ist am Ende eine Sache des Vertrauens.“ Deshalb hat er sein Buch über den Glauben unter diesen Titel gestellt.

Auf das Vertrauen komme es an, und darum sei auch der Vertrauensverlust, den die katholische Kirche derzeit erleben muss, so schmerzlich. Umso wichtiger sei es, „der ganz persönlichen, individuellen Ebene des Glaubens große Aufmerksamkeit zu schenken“.



Dazu will dieses Buch einen Beitrag leisten. Der Autor lädt dazu ein und ermutigt, sich bewusst mit der Frage nach Gott auseinanderzusetzen, sich auf die Suche zu machen, ob man dem christlichen Glauben wirklich Vertrauen schenken kann. Und er ermuntert dazu, näher herauszufinden, wem man sich da eigentlich anvertraut, wenn man mit Gott, mit Jesus Christus in eine persönliche Beziehung eintritt.

Um das vermitteln zu können, erzählt der Autor auch von seinem eigenen persönlichen Glaubensweg sowie von seinen Erfahrungen als Seelsorger, der um die Schwierigkeiten wie die positiven Erlebnisse vieler anderer Menschen mit dem christlichen Glauben weiß.

Geschrieben ist das Buch für alle, die ahnen, dass da mehr ist, als alle sagen, die ihren Glauben (wieder-)

entdecken wollen und ihre Beziehung zu Gott in all ihren wunderbaren Facetten leben möchten.

Hinweis:

Das Buch „Eine Sache des Vertrauens“ von Nils Petrat ist im Bonifatius-Verlag erschienen (ISBN: 978-3-89710-892-9) und kostet 18 Euro.

Verlosung

Marienerscheinungen verfilmt

Den Film „Das Wunder von Fatima“, der im Sommer in den Kinos war, hat Capelight Pictures nun als DVD (EAN: 4042564214659) und Blu-ray (4042564214680) veröffentlicht.

Im Mittelpunkt stehen die drei Hirtenkinder Lúcia dos Santos (Stephanie Gil), Francisco Marto (Jorge Lamelas) und Jacinta Marto (Alejandra Howard). 1917 berichten sie den Bewohnern von Fátima, einer kleinen Gemeinde in Portugal, von Erscheinungen der Jungfrau Maria. Ihnen schlägt viel Skepsis entgegen. Eltern, Pfarrer und auch der herbeigerufene Bischof drängen sie dazu, ihre Geschichte zu einem Ergebnis ihrer Phantasie zu erklären. Doch die Nachricht von den Besuchen der Muttergottes verbreitet sich im ganzen Land.

Während der letzten der im Monatsabstand wiederkehrenden Erscheinungen erleben tausende Schaulustige das „Sonnenwunder“. Von da an entwickelt sich das Dorf zu einem

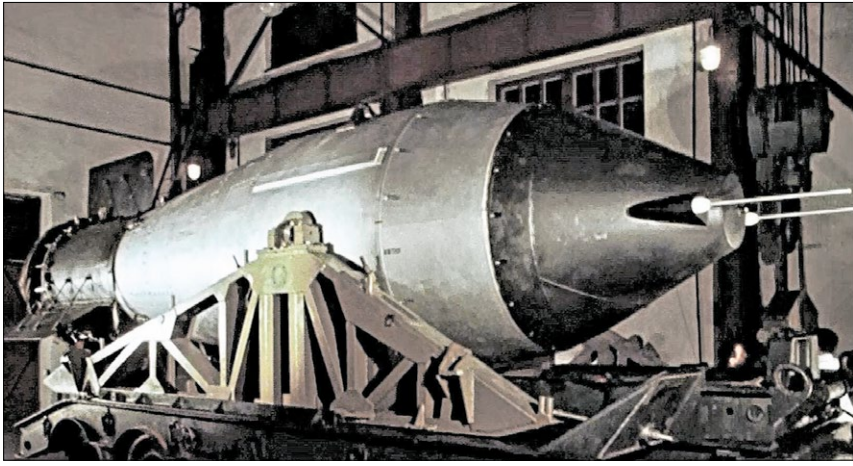
der bekanntesten Wallfahrtsorte der Welt.

Der Film von Regisseur Marco Pontecorvo beeindruckt durch die Kraft des Glaubens: Die Kinder halten allem

Druck gegen sie stand. Nicht nur die drei Hauptdarsteller überzeugen in ihren Rollen. Vergnügen bereitet auch – auf einer zweiten Zeitebene einige Jahrzehnte später – der Disput zwischen Sônia Braga als betagte Ordensfrau Lúcia und Harvey Keitel als Historiker auf den Spuren der Ereignisse von damals.

Wir verlosen von dem Film je drei DVDs und Blu-rays. Schicken Sie bis zum 10. November eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Fatima“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder senden Sie eine E-Mail mit dem Betreff „Fatima“ und Ihrer Postanschrift an redaktion@suv.de. Bitte geben Sie an, ob Sie eine DVD oder eine Blu-ray gewinnen möchten. Viel Glück!

us



▲ Die Bombe AN-602 „Wanja“, besser bekannt als der „Zar“, war rund 4000 Mal so stark wie die Hiroshima-Bombe.

VOR 60 Jahren

Als der „Zar“ explodierte

Die Sowjets testeten eine gewaltige Nuklearwaffe

Die Doppelinsel Nowaja Semlja im russischen Nordpolarmeer am 30. Oktober 1961: Am Himmel nähert sich ein viermotoriges Flugzeug, dann flutet ein gleißender Lichtblitz die Tundra. Der Feuerball erreicht einen Durchmesser von acht Kilometern und ist noch in 1000 Kilometern Entfernung sichtbar, ein Atompilz steigt 64 Kilometer hoch in die Atmosphäre. Messstationen registrieren ein Erdbeben der Stärke 5,8.

Es war die größte jemals von Menschen verursachte Explosion und gleichzeitig ein neues Kapitel im Wettrüsten der Supermächte: Am 10. Juli 1961 befahl Nikita Chruschtschow die Entwicklung einer Wasserstoffbombe mit der Sprengkraft von 100 Megatonnen TNT, später aus Sicherheitsgründen halbiert auf 50 MT – rund 4000 Mal stärker als die Bombe von Hiroshima.

Chefwaffenkonstrukteur war der spätere Dissident und Friedensnobelpreisträger Andrei Sacharow. Sacharows Entwicklerteam in der offiziell gar nicht existierenden Stadt Arsamas-16 (Sarow), einem streng geheimen militärischen Sperrgebiet, bewältigten die Aufgabe in Rekordzeit. Offiziell hieß die Waffe AN-602 „Wanja“, bekannt wurde sie unter ihrem Spitznamen: der „Zar“.

Die Bombe wurde per Eisenbahn zu einer Luftwaffenbasis auf der Halbinsel Kola gebracht, wo eine Tupolev Tu-95 wartete. Weil der „Zar“ mit acht Metern Länge, 2,1 Metern Durchmesser und 27 Tonnen Gewicht für den Bombenschacht des stärksten sowjetischen Langstreckenbombers zu groß war, musste er notdürftig halboffen unter dem Rumpf aufgehängt werden.

Der Bomber wie auch ein begleitendes Beobachtungsflugzeug erhielten einen strahlungsreflektierenden weißen Spezialanstrich. Ferner sollte der „Zar“ nach dem Ausklinken langsam zur Erde gleiten, damit die Tu-95 weitere 45 Kilometer Sicherheitsabstand hinter sich lassen konnte. Dennoch musste die Crew damit rechnen, den Atomtest nicht zu überleben!

Am 30. Oktober 1961 lenkte Major Andrei E. Durnovtsev die Tu-95 über das Testgebiet im Westen von Nowaja Semlja. Um 11.32 Uhr Moskauer Zeit wurde in 10500 Metern Flughöhe die Bombe ausgelöst. Der „Zar“ glitt an einem Fallschirm in die Tiefe. 188 Sekunden später, in 4000 Metern Höhe, brach das Inferno los: Die Druckwellen liefen zweieinhalbmal um den Erdball, Tausende Wildtiere wurden getötet.

Die Tu-95 sackte auf 5000 Meter herab, zeitweise fielen drei der vier Triebwerke aus, ehe Durnovtsev die Maschine aus der Gefahrenzone steuern konnte. Ähnliches Glück hatte auch ein Spionageflugzeug der US-Luftwaffe: Es kehrte mit wichtigen Messdaten aus dem Luftraum zurück (aus denen eine Stärke von 58 MT errechnet wurde) und mit einem angesengten Rumpf.

Chruschtschows Machtdemonstration erinnerte an den Sputnik-Schock, konnte aber Experten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die USA immer noch über das weit größere Atomwaffenarsenal verfügten. Der „Zar“ war angsteinflößend, doch die Bombe ließ sich durch ihre Schwerfälligkeit und ihre unterschiedslose Zerstörungswirkung kaum militärisch nutzen. Heute aber geht eine reale Gefahr von den modernsten, präzisen Nuklearwaffen aus. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

30. Oktober

Dieter, Alfons Rodriguez

1991 eröffnete Königin Elisabeth II. feierlich die nach ihr benannte „Queen Elizabeth II Bridge“ über die Themse in Südengland. Die 137 Meter hohe und 812 Meter lange Schrägseilbrücke ergänzt das Verkehrsensemble Dartford Crossing als Teil der Ringautobahn um London und war damals die längste Schrägseilbrücke Europas.

31. Oktober

Wolfgang von Regensburg

Mit dem deutsch-türkischen Anwerbeabkommen begann vor 60 Jahren die organisierte muslimische Einwanderung in die Bundesrepublik. Während die Deutschen türkische Gastarbeiter skeptisch sahen, pochte die Türkei auf das Bündnis, da sie sich eine Linderung ihrer Arbeitslosigkeit und Heimkehrer mit Fachwissen erhoffte. Heute leben hierzulande fast drei Millionen Türkeistämmige, darunter Hunderttausende Kurden, ein großer Teil mit deutschem Pass.

1. November

Harald, Luitpold

An Allerheiligen 1971 starb Gertrud von Le Fort mit 95 Jahren. In den Gedichten, Erzählungen und Essays der deutschen Schriftstellerin hatte der christliche Glaube einen hohen Stellenwert. Bekannt sind ihre Romane „Das Schweißstuch der Veronika“ oder „Der Papst aus dem Ghetto. Die Legende des Geschlechtes Pier Leone“.



2. November

Willibold, Angela

Für das dreirädrige „Fahrzeug mit Gasmotorenbetrieb“ erteilte das

Kaiserliche Patentamt in Deutschland 1886 Carl Benz das Patent. Der „Benz Patent-Motorwagen Nummer 1“ (*Foto unten*) gilt als der erste praxistaugliche Kraftwagen der Welt und setzt somit die Geburtsstunde des modernen Automobils.

3. November

Rupert Mayer, Hubert, Pirmin

Der erste Werbespot im deutschen Fernsehen lief vor 65 Jahren im Bayerischen Rundfunk: Komikerin Liesl Karlstadt mimte eine zänkische Ehefrau, die sich über ihren Mann, gespielt von Volksschauspieler Bepo Brem, erregte, der das Tischtuch bekleckert. Ein Waschmittel „Persil und nichts anderes“ stellte aber schnell den Ehefrieden wieder her.

4. November

Karl Borromäus, Gregor

Mit Panzern und Flugzeugen griff die UdSSR unter Nikita Chruschtschow 1956 Ungarn an und schlug mit diesem Überfall den Volksaufstand nieder. 300 000 Menschen hatten für demokratische Reformen und ein Ende der kommunistischen Diktatur demonstriert. Reformkommunist Imre Nagy wurde zum Nationalhelden.

5. November

Bernhard Lichtenberg

85 Jahre alt wird Uwe Seeler. Der ehemalige deutsche Fußballspieler erzielte in 72 Länderspielen zwischen 1954 und 1970 insgesamt 43 Tore und feierte die Vize-Weltmeisterschaft 1966 und den dritten Platz bei der WM 1970. Unvergessen ist hier sein Treffer mit dem Hinterkopf zum 2:2-Ausgleich im Viertelfinale gegen England.



Zusammengestellt von Lydia Schwab

Ein Modell des „Benz Patent-Motorwagens Nummer 1“. Das Fahrzeug erinnert in der Bauweise noch sehr an Fahrräder oder Kutschen. Die Leistung betrug etwa zwei bis drei PS.



SAMSTAG 30.10.

▼ Fernsehen

20.15 Arte: **Weltkultur, Weltkunst.** Doku über den Pariser Louvre.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Rainer Dvorak.
11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Das Erbe der französischen Uran-Minen. Mit dem Geigerzähler durch Wald und Feld.

SONNTAG 31.10.

▼ Fernsehen

9.00 SWR: **Wettstreit der Kathedralen.** Die Romanik. Doku.
9.30 K-TV: **Heilige Messe** aus der Wallfahrtskirche Maria Schutz am Semmering.
17.30 ARD: **Echtes Leben.** Mein Job wandert aus – und was wird aus mir?

▼ Radio

8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** Gott und die Schwarzen Löcher. Der Astrophysiker und Christ Heino Falcke.
11.00 Horeb: **Heilige Messe** aus der Basilika St. Paulin in Trier. Zelebrant: Pastor Joachim Waldorf.

MONTAG 1.11.

▼ Fernsehen

9.00 SWR: **Wettstreit der Kathedralen.** Die Gotik. Doku.
10.00 ARD: **Katholischer Gottesdienst zu Allerheiligen** aus der Klosterbasilika Steinfeld. Zelebrant: Abt Albert Dölken OPraem.
17.45 ZDF: **Unterwegs an Allerheiligen.** „Heilige“ des Alltags.
22.50 ARD: **Republik der Angst.** Reportage über Angststörungen.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Guido Erbrich, Biederitz. Täglich bis einschließlich Samstag, 6. November.
10.00 Horeb: **Pontifikalamt zu Allerheiligen** aus der Marienbasilika in Kevelaer. Zelebrant: Bischof Felix Gmür, Basel.

DIENSTAG 2.11.

▼ Fernsehen

10.55 WDR: **Planet Wissen.** Tabuthema Suizid. Reportage.
22.40 Arte: **Millionen für Europas Islam.** Versucht Katar, durch die Finanzierung von Moscheen, Kulturzentren und Schulen den politischen Islam in Europa zu stärken?

▼ Radio

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Deutschland behindert sich selbst. Über Inklusion und Arbeitsmarkt.

MITTWOCH 3.11.

▼ Fernsehen

19.00 BR: **Stationen.** Körperkult. Wie bin ich schön?
20.15 NDR: **Expeditionen ins Tierreich.** Unter Raubkatzen und Ameisenbären. Doku.
22.00 Arte: **Jüdisches Leben, jüdischer Humor.** Wem gehört das Lachen?

▼ Radio

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Intellektueller Raub. „Als Hitler das Kochbuch meiner Großmutter stahl.“
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Die Welt von innen her durchdringen. Der Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil und die Religion.

DONNERSTAG 4.11.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Der Untergang von Venedig.** Ist die Lagunenstadt zu retten?
20.15 3sat: **Strahlendes Comeback.** Rettet Atomkraft das Klima? Für und Wider der Atomkraft. Doku.

▼ Radio

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Traue deinen Ohren nicht! Stimmen lassen sich technisch täuschend echt nachahmen.

FREITAG 5.11.

▼ Fernsehen

11.35 3sat: **Einfach Mensch!** Janis wurde ohne Arme und Beine geboren, Ihab ist kleinwüchsig. Sie lassen sich nicht aufhalten: Janis will Berge besteigen, Ihab ist Parkour-Sportler.
17.50 Arte: **Unterwegs auf Europas Pilgerwegen.** Durch Englands Süden. Danach: Zum Klosterberg Mont-Saint-Michel.

▼ Radio

22.03 DKultur: **Musikfeuilleton.** Unter fremden Flaggen. Fälschungen in der Musik.

👁: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Zwischen Taufe und Beschneidung

Religion spielt im Leben des deutsch-persischen Paares Viola (Amelie Kiefer) und Faraz (Reza Brojerdi) keine große Rolle. Das ändert sich allerdings schlagartig mit der Geburt ihres ersten Kindes. Während Faraz' aus dem Iran stammende Eltern nachdrücklich auf eine muslimische Beschneidung für den Stammhalter drängen, ist es für Violas Eltern selbstverständlich, dass ihr Enkel katholisch getauft wird. In der Komödie **„Familie ist ein Fest – Taufalarm“** (ARD, 5.11., 20.15 Uhr) sind Viola und Faraz zwischen zwei unterschiedlichen Kulturen hin- und hergerissen. Bevor sie eine Entscheidung für ihren Sohn treffen können, müssen sie sich erst einmal mit ihren eigenen Identitäten auseinandersetzen. *Foto: ARD Degeto/Martin Rottenkolber*



TV-Premiere: Doku über Benedikt XVI.

Als „demütigen Arbeiter im Weinberg des Herrn“ bezeichnete sich Joseph Ratzinger. Von 2005 bis zu seinem Amtsverzicht 2013 war er als Papst Benedikt XVI. Oberhaupt der katholischen Kirche. Der Film **„Benedikt XVI. – der emeritierte Papst“** (K-TV, 30.10., 20.15 Uhr) von Andrés Garrigó – erstmals im deutschen Fernsehen – beschreibt die eigentliche Mission des „Papa Emeritus“: Er dokumentiert sowohl die pastoralen Begegnungen als auch seine intellektuellen Anstrengungen zur Versöhnung von Glaube und Vernunft. Und er zeigt Benedikt XVI. von seiner menschlichen, seiner biografischen Seite. *Foto: K-TV*

Kinder in der Corona-Krise

Seit über einem Jahr herrscht Ausnahmezustand für alle Schüler, die Eltern, die Lehrkräfte – mit Home-schooling und Wechselunterricht, dafür oft ohne Sportverein und Freunde. Statt Rückkehr zur Normalität herrscht Quarantäne-Chaos an den Schulen. Eltern, Kinder und Jugendliche sind verunsichert. Kinder- und Jugendärzte wie Axel Gerschläuer aus Bonn schlagen Alarm, gerade hat er in seiner Praxis wieder eine Jugendliche in die Psychiatrie überwiesen. „Eine zweite Chaoswelle, das packen die nicht mehr.“ Die Reportage **„Menschen hautnah“** (WDR, 4.11., 22.45 Uhr) fragt: Was macht Corona mit unseren Kindern und Jugendlichen?

Senderinfo

katholisch1.tv bei augsburg.tv und allgäu.tv jeden Sonntag um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22.00 Uhr). Und täglich mit weiteren aktuellen Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv

Horeb im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Farboffensive mit bunten Masken

Das Unternehmen „Albstoffe“ setzt der vorherrschenden farblichen Eintönigkeit im Gesicht ein Ende: Ob gepunktet, floral oder getigert – in Kooperation mit einem Hersteller für Medizinprodukte veredeln die Textilprofis aus Albstadt OP-Masken mit mehrfarbigen Designs. Moderne Transferdrucktechnologie kommt beim Bedrucken des feinen Filtervlieses zum Einsatz, der die äußere Schicht der Maske bildet.

Eine weiche hautfreundliche und absorbierende Innenschicht sowie die atmungsaktive Vlies-Lage Meltblown mit hoher Filterwirkung vervollständigen den vom Institut Hohenheim geprüften und medizinisch zertifizierten Artikel.

Wir verlosen fünf Pakete mit je 20 Masken. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
3. November

Über das Spiel „Piggy Pearls“ aus Heft Nr. 41 freuen sich:

Rita Steiner,
86165 Augsburg,
Elisabeth Stiegler,
92345 Mühlbach,
Ludwig Schnitzbauer,
93499 Zandt.

Die Gewinner aus Heft Nr. 42 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Stationsleiter (Klinik)	westeuropäisches Volk	niederländisch: eins	Schulturnister	▽	südamerikanisches Nagetier	letzter König der Albaner	italienisch: drei	Verzierung an Bauwerken	▽	altrömisches Kupfergeld	Kronleuchter	Äcker		
▷	▽	▽	▽			▷	▷	Männername	▷	▽	▽	▽		
Atomkraftwerk	▷							Anfängerin	▷		4			
▷	7				dummes Gerede	▷								
Figur bei Lessing (v. Barnhelm')		österr. Ehrentitel		 Was zeigt dieser Bildausschnitt?			Handbewegung		Meeresäugetier					
Lebensgemeinschaft	▷	▽								6				
französische Verneinung	▷								Wasserstrudel	▷				
Wortteil: Landwirtschaft	Backware		englisch: eingeschaltet									2		kleiner Teppich
▷	▽		▽				Holzraummaß	zu den Akten (ad ...)			böhmischer Kurort	▽		
schlank, geschmeidig	▷			▽	Rinde portugiesischer Eichen	▷	Sänger der griech. Sage	Kraftfahrzeug (Kw.)	▷			▽		
▷			heikle Situation		amerikanischer Viehfarmer	▷								
gewollte Handlung		krauses Gewebe	▷					Nutztier		int. Kfz-K. Polen	▷			
▷				1										
großes Segelschiff	▷				altes Seenotfunkzeichen		Teichhuhn	▷						
Beharrlichkeit		Abk.: Nummer		Währung in Ghana	▷				ugs.: sehr viele	▷		5		
▷		▽												
Moderichtungen	▷				3		ein altgriech. Hauptstamm	▷				chem. Zeichen für Cer		

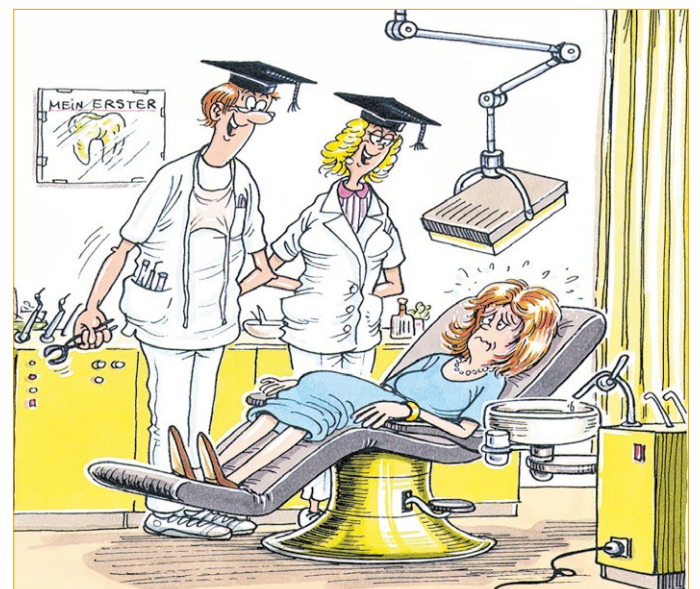
1	2	3	4	5	6	7
---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 7:
Messe für Verstorbene
Auflösung aus Heft 42: **DAEMMERUNG**

	I	S		O		B
A	S	T	R	A	G	E
U	A	R		G	E	S
T	E	L	E	G	E	N
S	I	R			E	N
I	S	A	R		J	U
	E				E	W
M	E	G			E	R
S	E	I	T		E	T
	N	G		L	K	R
D	E	Z	E	M	B	E
M	I	N	U	T	E	R
K	S	T		K	A	N
A	Z	I	T	A	T	U
I	N	N		L	I	M
T	O	N		E	I	N

„Richtig geraten, Frau Nudelbeiss! Heute sind die Weisheitszähne dran.“

Illustrationen:
Deike/Jakoby



Erzählung

Überall nur wilde Tiere



Wir waren auf dem Trampelpfad quer durch den Wald vor unserer Stadt gewandert, Bernemann und ich, und nun standen wir plötzlich auf einer Lichtung. Der Mischwald, der, soweit ich es beurteilen kann, vorwiegend aus Buchen, Eichen, Ebereschen und Tannen bestand, war zurückgetreten, wir konnten über uns den blauen Himmel sehen, und für einen Moment verharren wir und schauten uns geradezu andächtig um.

„Eine wunderschöne Lichtung“, sagte ich. „Ein freies Stück im Wald“, sagte Bernemann pragmatisch. „Gibt’s hier Wildschweine?“ „Nicht dass ich wüsste.“ „Oder Füchse?“ „Weit und breit kein Fuchs zu sehen.“ „Oder Wölfe? Oder Bären?“

„Nie und nimmer“, sagte ich. „Wir sind in Mitteleuropa.“ „Ich hab’ aber sowas im Fernsehen gesehen“, beharrte der siebenjährige Junge und fuchtelte wichtiguerisch mit dem Zeigefingerchen durch die Luft. „Die Wölfe erobern sich neue Reviere oder sowas Ähnliches. Ich glaube schon, dass es hier Wölfe gibt.“

„Du musst nicht alles glauben, was sie uns im Fernsehen oder im Internet oder sonstwo erzählen. Da ist viel Schwindel dabei.“ „Aber dir soll ich glauben?“ Er grinste spitzbübisch.



„Ja, genau, mein Guter. Mir kannst du glauben. Du weißt doch, dass ich dich nicht anschwindeln würde.“ „Gibt’s hier Tiger oder Löwen?“ „Nein, Bernemann“, sagte ich und rollte ein wenig die Augen. „diese Tiere gibt es bei uns nicht. Darauf kannst du dich verlassen.“

„Naja“, machte er. Es klang nicht so, als sei er völlig überzeugt. Ich konnte mir nicht erklären, womit ich dieses kindliche Misstrauen verdient hatte. Aber immerhin angelte er mit seinem Händchen nach meiner Hand, und wir spazierten über die Lichtung.

Drüben, auf der anderen Seite, fanden wir einen breiten Waldweg,

und an der nächsten Kreuzung im Wald schlugen wir die Richtung zum Parkplatz ein. Nach 20 Minuten waren wir wieder bei unserem Fahrzeug angekommen. „Siehst du“, sagte ich, „es ist alles gut gegangen. Wir hatten keine Begegnung mit Wildschweinen, Wölfen, Bären und sonstigem gefährlichen Getier.“

Jetzt stellte ich fest, dass auf der Straße ein Polizeiauto mit flackerndem Blaulicht stand. Vier andere Autos standen in der Nähe am Straßenrand, und ein paar Leute hatten sich um das Polizeiauto versammelt. Ein Wandersmann, der einen Spazierstock schwang, stapfte auf sein Auto zu, das neben uns geparkt war.

„Haben Sie das mitgekriegt?“ rief er zu uns herüber. „Auf der Straße hat es einen Unfall gegeben.“ „Was ist denn passiert?“ erkundigte ich mich. „Ein Wildschwein“, sagte der Mann. „Da hat einer ein Wildschwein auf der Straße gesehen und ist vor Schreck in den Graben gefahren. Zum Glück ist niemand verletzt.“

Bernemann stupste mich. „Siehst du!“, sagte er. „Von wegen Wildschweine gibt’s hier nicht. Wildschweine gibt’s hier aber doch. Wahrscheinlich gibt’s auch Wölfe und Bären. Und beinahe hätte ich dir geglaubt!“

Text: Peter Biqué, Foto: gem

Sudoku

3			4		7	6	9	
6	4	9	8	7		2		
	2		5	6			3	
	9	3	6		2		1	
1	6	8	4		7	9		
	7	3	9	1	4	8		
	1	2		3	5		8	
8		4	2	1	6		7	
	7					3	1	2

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 42.

5				3	6	9	8	
9		1	6		7			
8						2	1	
		5		4		2	6	
	4		7	3		9		
	3	2						
	8		9		4		7	
4	1							
	5		1	7		4	8	2





Hingesehen

Papst Franziskus hat bei der Generalaudienz am Mittwoch voriger Woche einen kleinen Jungen auf die Bühne der Audienzhalle geholt. Dieser setzte sich zunächst neben das Kirchenoberhaupt, um dann spontan aufzustehen und an Franziskus' Pileolus, seinem weißen Scheitelkappchen, zu zupfen. Auch dem Mitarbeiter aus dem Staatssekretariat guckte der kleine Junge unter Applaus der Gläubigen auf die Finger, was diesen beim Vorlesen des biblischen Textes, über den der Papst sprach, etwas aus dem Konzept brachte. Franziskus nahm den Jungen als Beispiel, um Spontaneität, Freiheit und Vertrautheit von Kindern zu loben. Diese Eigenschaften seien auch im späteren Leben wichtig. Jeder sollte daher immer wieder von den Kindern lernen, die „einfach ihrem Herzen folgen“, betonte der 84-Jährige. *Text/Foto: KNA*

Wirklich wahr

Die Band „Die Toten Hosen“ bietet ab sofort eine eigene Urne für ihre Fans an. Sie ist schwarz, zeigt einen Adler als Skelett mit Totenkopf und über dem Bandnamen die Aufschrift „Bis zum bitteren Ende“, das Motto der Band. Die 160 Euro teure Urne sei aus Naturfaser, komplett biologisch abbaubar und erfülle die deutschen Bestattungsver-



ordnungen, teilte die Band auf ihrer Internetseite mit. Vor mehr als 20 Jahren hatten sich „Die Toten Hosen“ bereits ein Gemeinschaftsgrab in Düsseldorf gekauft. Es sei „eine schöne Vorstellung, dass wir am Ende dort alle zusammen liegen werden“, sagte Sänger Campino vor einiger Zeit in einem Interview, denn „da hören wir hin“. *KNA Foto: shop.dietotenhosen.de*

Zahl der Woche

26

Prozent der befragten Gläubigen in den USA haben laut einer Studie des „Pew Research Center“ erklärt, sie hätten im vergangenen Monat trotz anhaltender Coronapandemie an einem Gottesdienst teilgenommen. Das waren etwa doppelt so viele wie in einer älteren Studie im Juli 2020. Die Teilnahme an virtuellen Gottesdiensten sei in diesem Zeitraum von 36 Prozent auf 28 Prozent zurückgegangen, heißt es in der Umfrage.

59 Prozent sagten, ihr Gotteshaus sei offen für coronabedingte Veränderungen wie Hygienemaßnahmen. 29 Prozent berichteten von Gottesdiensten wie vor der Pandemie. Am ehesten finde die alte Normalität laut der Befragten in evangelikalen Gemeinden (49 Prozent) statt. Corona-Regeln gebe es hingegen bei Katholiken (73 Prozent), traditionellen Protestanten (68 Prozent), schwarzen Gemeinden (69 Prozent) und Latino-Gemeinden (66 Prozent). *epd*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952
Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
Geschäftsführer:
Johann Buchart
Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels
Redaktion: Dr. Peter Paul Bornhausen, Victoria Fels, Romana Kröling, Lydia Schwab, Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 38 vom 1. 1. 2021.

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice: 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise:
Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wie hieß der letzte große Hit der „Toten Hosen“?

- A. Jahre wie diese
- B. Tage wie diese
- C. Wochen wie diese
- D. Monate wie diese

2. Was wünscht sich die Band im Refrain dieses Lieds?

- A. Freiheit
- B. Frieden
- C. Zufriedenheit
- D. Unendlichkeit

Lösung: 1 B 2 D

Stille Nachfolge statt Prominenz

Eine theologische Betrachtung zum Hochfest der ungezählten ungenannten Heiligen

Die Kirchengeschichte kennt einige Tausend Heilige mit Namen. Doch noch viel größer ist die Schar jener Heiligen, die unbenutzt ihren Weg mit Gott gegangen sind und gehen.

Ein bisschen kurios ist es schon, was man in mancher Kirche so beobachten kann: Damit ist nicht das gemeint, was sich in der Liturgie abspielt, sondern vielmehr die Ausstattung der Kirche. Viele Gotteshäuser sind reich mit Bildern und Figuren geschmückt, die so manchen Heiligen aus der langen Kirchengeschichte darstellen. Und häufig ist es interessant, diese Figuren einmal etwas genauer zu betrachten.

Da sieht man zum Beispiel eine Muttergottes mit einem nicht ganz so freudigen Gesichtsausdruck. Oder man trifft auf einen Heiligen, der sich mit einer Kurbel in der Hand die Eingeweide aus dem Leib zieht. Oder man entdeckt Figuren, bei denen man auf den ersten Blick gar nicht weiß, wer das sein soll. Nicht immer sind die Attribute eindeutig. Und so könnte mancher Benedikt auch ein Dominikus sein – oder ein Bischof.

Fremde auf dem Sockel?

Heiligkeit ist ein Thema, das vielen Menschen heute zunehmend fremd vorkommt. Das verwundert nicht, wenn man immer neu mit den vielen Kuriositäten konfrontiert wird, die der Heiligenkalender bereithält. Da stellt sich vielen die Frage, was Heiligkeit überhaupt bedeutet und ob sie immer an grausame Todesarten geknüpft sein muss. Und es drängt sich eine andere Frage auf: nämlich, ob Heiligkeit einen Menschen auf einen hohen Sockel stellt.

Wenn wir an heilige Menschen denken oder über sie reden, dann kommen uns oft die Heiligenfiguren in den Sinn, die wir aus unseren Kirchen kennen. Wer einen Heiligen nennen soll, dem fallen

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von CBM Deutschland e.V., Bensheim, und Eigenbeilage des Verlags „Patenschaftsabo“. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



▲ Die Heiligen auf den reichverzierten Kirchenportalen des Mittelalters sprechen eine Einladung aus: „Werde wie wir!“ Im Bild das Kirchenportal von Olite, der ehemaligen Residenz der Könige von Navarra.
Foto: F.-J. Lendeckel/pixelio.de

vielleicht große Namen ein: Maria und Josef, Franziskus, Antonius und so weiter. Doch es gibt noch viele andere Menschen, die ein heiligmäßiges Leben geführt haben, von denen wir nicht wissen, wie sie ausgesehen haben oder welchen Namen sie trugen.

Auftrag an jeden Einzelnen

Allerheiligen ist das Fest, an dem wir an sie denken: an die ungezählten heiligen Frauen und Männer, die niemals Eingang in den offiziellen Heiligenkalender der Kirche gefunden haben. An jene Menschen, die still das Evangelium gelebt haben, die auf ihre Art und Weise Jesus nachgefolgt sind.

Heiligkeit hat nichts mit Kuriosität oder gar Prominenz zu tun. Ein heiliges Leben führt nicht nur derjenige, der sich im Großen für das Evangelium einsetzt. Die Heiligkeit zu erlangen, das ist vielmehr jedem Einzelnen von uns aufgetragen. „Seid heilig, denn ich, der Herr, euer Gott, bin heilig“, soll Mose im Auf-

trag Gottes dem Volk Israel sagen (Lev 19,2). Weil Gott heilig ist, deswegen sollen es auch die Menschen sein, die an ihn glauben und aus diesem Glauben ihr Leben gestalten.

Sie alle sind „eine heilige Priesterschaft“, wie es der erste Petrusbrief (2,5) formuliert. Heilige Menschen sollen wir sein – das ist der Anspruch, der an jeden Einzelnen gestellt wird. Gott ist heilig, und auch wir sollen heilig sein, um ihn in dieser Welt erfahrbar zu machen.

Sich der Liebe angleichen

Wie aber kann es gelingen, ein heiliges Leben zu führen? Der heilige Augustinus hat einmal gesagt: „Liebe, und dann tu, was du willst.“ Das ist ein wichtiger Gedanke. Denn er greift das auf, was Jesus zur Mitte des ganzen Gesetzes gemacht hat: die Gottes- und Nächstenliebe. Auf sie hin sind alle Gebote ausgerichtet, an ihr hängt letztendlich das ganze Evangelium. Und wer seinem Nächsten Liebe erweist, der weist auf Gottes Liebe hin, die uns allen

geschenkt ist, die wir seine Kinder sind.

Da wir seine Abbilder sind, ist uns auch ans Herz gelegt, ihm ähnlich zu werden in der Liebe, die er selbst ist. So zu leben, ist ein Anfang der Heiligkeit: Jeder, der so lebt, wie Gott ist, „heiligt sich, so wie er heilig ist“ (1 Joh 3,3).

Erziehung, Arbeit, Lächeln

Es gibt sie, die großen Heiligen, deren Namen und Lebensgeschichte schon die Kleinsten kennen. Aber es gibt auch jene „Mittelschicht der Heiligkeit“, über die Papst Franziskus schreibt: „Es gefällt mir, die Heiligkeit im geduldigen Volk Gottes zu sehen: in den Eltern, die ihre Kinder mit so viel Liebe erziehen, in den Männern und Frauen, die arbeiten, um das tägliche Brot nach Hause zu bringen, in den Kranken, in den älteren Ordensfrauen, die weiter lächeln.“ Auf diese Art heilig zu leben, das ist der Lebensauftrag für jede Christin und jeden Christen.

Fabian Brand

Wer keinen Frieden mit seinem Nächsten hat, hat ihn auch mit Gott nicht.
Karl Borromäus

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 31. Oktober
31. Sonntag im Jahreskreis

Höre, Israel! Der Herr, unser Gott, der Herr ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. (Dtn 6,4f)

Die ersten beiden Sätze werden oft als jüdisches Glaubensbekenntnis bezeichnet. Das Gebot, Gott zu lieben, haben die Juden zum Gebet gemacht: Nur das Gebet kann dem Gebot den nötigen Raum im Herzen schaffen. Schließen wir uns Jesus und unseren jüdischen Brüdern in unserem Beten an!

Montag, 1. November
Allerheiligen

Selig, die rein sind im Herzen; denn sie werden Gott schauen. (Mt 5,8)

In unserem Herzen, der Quelle unserer Gefühle und Absichten, lebt, oft verstellt durch allerlei Begehrlichkeiten, die unauslöschliche Sehnsucht nach Glück, die eigentlich die Sehnsucht nach Gott ist. Beten wir: „Gott, du mein Gott, dich suche ich! Nach dir dürstet meine Seele!“

Dienstag, 2. November
Allerseelen

Jesus sagte zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich. (Joh 14,6)

Christus sagt uns: Wenn ich euer Weg bin, werdet ihr lebendig, hier und jetzt und in alle Ewigkeit. Ihr werdet in mir die Wahrheit finden, nach der euer Herz dürstet. Und ihr werdet Weggemeinschaft finden mit allen, die auf dem Weg zum Vater sind, und Heimat bei ihm.

Mittwoch, 3. November

In jener Zeit, als viele Menschen Jesus begleiteten, wandte er sich an sie und sagte ... (Lk 14,25)

Eine Meditation: Stellen wir uns vor unserem inneren Auge vor, wir begleiten Jesus, zusammen mit vielen anderen. Stellen wir uns vor, er wendet sich um

und sagt: „...“ Lauschen wir dem Heiligen Geist, was er uns heute sagen möchte!

Donnerstag, 4. November

Ebenso herrscht auch bei den Engeln Gottes Freude über einen einzigen Sünder, der umkehrt. (Lk 15,10)

Unsere Umkehr findet Resonanz im Himmel. Da sind Heerscharen von Engeln, die vor Gottes Angesicht jubeln, und in seine Freude einstimmen, dass er uns wiedergefunden hat. Wie unendlich geliebt sind wir! Wie wunderbar, unter den Augen dieser liebenden Gemeinschaft zu leben!

Freitag, 5. November

So habe ich von Jerusalem aus in weitem Umkreis bis nach Illyrien überallhin das Evangelium Christi gebracht. (Röm 15,19)

Um die 16000 Kilometer ist Paulus gereist, um den Auftrag, den er von Christus erhalten hatte, zu erfüllen. Kaum vorstellbar, wie er ein ums andere Mal das Wagnis auf

sich genommen hat, die Frohe Botschaft zu verkünden, wo sie noch völlig unbekannt war. Lassen wir uns von ihm inspirieren und stehen immer wieder für das Evangelium ein, wo es nicht mehr bekannt ist!

Samstag, 6. November

Ehre sei dem, der die Macht hat, euch Kraft zu geben – gemäß der Botschaft von Jesus Christus. (Röm 16,25)

Gott möchte uns stärken, so zu leben, wie es uns als Kinder Gottes, als Brüder und Schwestern Jesu „in die Wiege gelegt ist“: dass wir uns nicht nur in Gedanken, sondern in Wirklichkeit auf ihn verlassen.



Schwester Anna Jungbauer ist Benediktinerin der Abtei St. Walburg in Eichstätt und als Lehrerin und in der Schulpastoral an einer diözesanen Realschule tätig.



4 x im Jahr
bestens
informiert!

St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

BIC Name des Geldinstituts

X
Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.